Lord Byron's letzte Liebe.

Eine biographische Novelle

von

Alexander Büchner.

Erster Band.

1-2

Leipzig,
Theodor Thomas.
1862.

14. 8 313

Lord Byron's letzte Liebe.

Eine biographiſche Novelle

von

Alexander Büchner.

Erster Band.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1862.

Vorbemerkung.

Als ich vor zehn Jahren den Childe Harold von Lord Byron ins Deutsche übersetzte und in der Lebensgeschichte des Dichters den Commentar mancher schwierigen Stellen dieses Gedichtes suchte, fand sich der Stoff der nachstehenden biographischen Novelle wie von selbst zusammen. Doch blieb ich bei der Benutzung desselben der Ansicht Jean Pauls nicht uneingedenk, daß ein Dichter, als Gegenstand der Kunst, nicht mehr Dichterisches an sich hat, als jeder andere Mensch. Darum suche ich in Byron mehr den merkwürdigen Mann, das Original, den Carbonaro, den Philhellenen, als den Verfasser bedeutender Werke darzustellen. Die politischen Ereignisse Italiens und Griechenlands, welche mit den letzten Lebensjahren meines Helden zusammenfallen, bieten in jenem Sinne einen reichen und dankbaren Stoff, den ich in einer entsprechenden Weise behandelt zu haben hoffe.

Caen, im Juni 1862.

A. B.

I.

Wir ſind in Venedig zu Anfange des Jahres 1821. Ein helles Licht ſtrahlt aus den Fenſtern eines der prächtigſten Paläſte, welche den großen Kanal ſchmücken. Zwei Säle ſind es, in welchen ſich Kron- und Wandleuchter in rieſigen Spiegeln wiederſehen, und ſonderbar contraſtiren in dieſen glänzenden Räumen die gewölbten Decken, die hohen Bogenfenſter in den tiefen Niſchen, die Lambris von zierlich geſchnitztem, dunklem Eichenholz, alles dem Bauſtyl früherer Jahrhunderte angehörig, mit der reichen und modernen Ausſtattung im Mobiliar.

Es iſt ſpät am Abend oder vielmehr in der Nacht, denn die Vereinigungen der vornehmen Welt des Ortes pflegten erſt nach dem Schluß des Theaters zu beginnen, der ſelten vor Mitternacht erfolgte.

Der vordere Saal iſt ganz und nur von Herren erfüllt, welche hier in Gruppen beiſammenſtehen, dort, mit Karten und Domino beſchäftigt, die Spieltiſche einnehmen. Ebenſo ausſchließlich beſteht, der damaligen Sitte der Lagunen-

ſtadt getreu, die Geſellſchaft in dem nächſten Saal faſt nur aus Damen.

In eine Divanecke gelehnt, gewahren wir die Herrin des Hauſes, die geiſtreiche und elegante Signora Benzoni, eine Dame von mittleren Jahren mit ſichtlichen Spuren einer früheren, noch nicht ganz abgeblühten Schönheit in dem angenehmen, lebhaften Geſichte. Von gleichem Alter, allein ſcharfkantig in den bleichen Zügen wie in der langen und mageren Geſtalt, iſt die Baronin Diana del Ruſponi, der tägliche Gaſt des Benzoni'ſchen Cirkels.

Hat man ſchon die junge romagneſiſche Gräfin in der Geſellſchaft geſehen? fragte dieſe Dame, gegen die Herrin des Hauſes gewendet.

Noch nicht, verſetzte die Letztere, ſie hat noch keinen Cavalier und wird bis dahin wohl wenig erſcheinen. Indeß erwarte ich ſie doch noch mit ziemlicher Beſtimmtheit heute Abend.

Ihr Gemahl wird ſie dann begleiten müſſen, was dem alten Herrn ohne Zweifel ſehr läſtig fällt.

Geſchieht ihm ſchon Recht! lachte die Signora Benzoni; warum ſorgt er ſich nicht für den üblichen Servente? An dieſe nothwendigen und unvermeidlichen Hausfreunde iſt man einmal ſo gewöhnt, daß es auffällt, wenn man einer Ausnahme von dieſer Regel begegnet.

Ein ſolches Verhältniß macht ſich immer am beſten

von selbst, mischte sich eine dritte Dame in das Gespräch. Sie war erst vor kurzem gekommen und ihr lebhaftes, dunkles Auge hatte den Kreis der Damen flüchtig durchlaufen und war forschend in den Saal der Herren hinübergestreift, ehe sie an der Unterhaltung Theil nahm. Ihre Gestalt war klein und vom schönsten Ebenmaß, und eine anmuthige Haltung im Verein mit der höchst geschmackvollen Toilette zeichnete sie vortheilhaft vor den übrigen Damen aus, deren Putz zum Theil sehr an Ueberladung litt. Sie mochte etwa dreißig Jahre zählen.

Allerdings, Signora Mammoni, entgegnete die Herrin des Hauses; das macht sich am besten von selbst, obwohl die Männer, wenn ihnen überhaupt etwas daran liegt, ihre Frauen gut versorgt zu wissen, auch ein wenig bei der Wahl des Cavaliere mitwirken sollten.

Die Angeredete antwortete nicht; abermals war ihr Auge durch die Gesellschaft im vorderen Saal geflogen und mußte diesmal das gesuchte Ziel gefunden haben, denn es haftete bei einer Gruppe von drei Herren, welche, in der Mitte des Saales stehend, sich lebhaft unterhielten.

Mit dem Gesicht den Damen gerade zugekehrt, stand ein schlanker, kaum dreißigjähriger Mann. Die schwarze Kleidung, das bleiche, ausdrucksvolle Gesicht, das dunkelblonde, zu beiden Seiten des Kopfes frei und lang herabfallende Haar und eine geringe Beweglichkeit verliehen

ihm auf den ersten Anblick das Ansehen eines Geistlichen; allein wie er sich jetzt im Gespräch ereiferte, den Kopf stolz und frei in den Nacken zurückwarf, das dunkle Auge den träumerischen Ausdruck verlor, um glänzend unter den Wimpern hervorzustrahlen, und die Hände in eifriger Gesticulation jedes seiner Worte begleiteten, konnte man eher glauben, einen Redner von der parlamentarischen Tribüne vor sich zu haben. Es war der junge englische Dichter Percy Bysshe Shelley, welcher erst vor kurzem, zum Besuch seines dort wohnenden Freundes, Lord Byron, nach Venedig gekommen war. Neben ihm stand ein kleiner, untersetzter Mann, von gewandtem Benehmen, Herr Hoppner, der englische Consul in Venedig. Der englische Typus ließ sich an Beiden, wenn sie auch die nordische Sprache nicht gesprochen hätten, nicht verkennen. Der Dritte war ein langer italienischer Signor, der sich den beiden Söhnen Albions gesellt hatte und, deren Sprache in einer betrübten Weise radbrechend, zumeist die Kosten der Unterhaltung trug.

Das Gespräch im Damensalon lief, durch die Aufmerksamkeit der Signora Mammoni für den Fremden ungestört, weiter.

Wissen Sie denn, meine Damen, sagte die Signora Benzoni, welche artige Geschichte vor kurzem der Contessa Spinelli und ihrem Gemahl passirt ist?

Nein! Erzählen Sie! hieß es von mehreren Seiten.

Ich dächte doch, fuhr die Herrin des Hauses mit einem Seitenblick auf die bleiche Dame zu ihrer Seite fort, in den Kreisen der Gräfin Albrizzi müsse diese Anecdote bereits verhandelt worden sein.

Bei meiner Freundin Albrizzi, bemerkte die Baronin, hört man seit einiger Zeit nicht mehr immer, wie sonst, das Neueste.

Ach ja, sie ist aus der Mode, sagte Signora Benzoni, seit der Lord nicht mehr hingeht, der übrigens heute noch hier erscheinen wird. Doch zur Sache: die Contessa Spinelli hatte vor einiger Zeit als Cavaliere servente einen Herrn aus Schweden, Graf Fersen, glaub' ich.

Einen Ausländer! einen Ketzer! Unerhört! Abscheulich! Diese und ähnliche Ausrufungen unterbrachen die Erzählerin von mehren Seiten.

Beruhigen Sie sich, meine Damen, fuhr die Signora lächelnd fort, das wird eben hier nach und nach Mode. Graf Spinelli war mit dem Ketzer und Ausländer nicht ganz zufrieden, sie kannten sich nicht einmal persönlich, und dies veranlaßte die Dame und Fersen, sich nicht öffentlich zu zeigen; dagegen machten sie einmal, bei einer längeren Abwesenheit des Grafen, einen Ausflug nach La Mira. Als sie beim Abendessen saßen, vernahmen sie plötzlich aus einem anstoßenden Zimmer

eine herrliche Muſik, und da die Spinelli dieſelbe gern näher gehört hätte, ſo begab ſich Ferſen hinüber. Er fand ein ganzes Dilettantencorps von Cavalieren beiſammen und bat dieſelben, ſeiner Dame etwas aufzuſpielen. Man willfahrte ſogleich der Bitte und begab ſich ſpielend, in feierlichem Zug hinüber. Kaum war aber der Vorderſte im Zimmer, als ihm vor Schreck die Geige entfiel, denn es war niemand anders als der Graf Spinelli, welcher ſelbſt, auf einem galanten Serenadenabenteuer begriffen, ſeine Frau vor ſich erblickte. Die Gräfin hatte natürlich Geiſtesgegenwart genug, zu erklären, daß dies nur eine Veranſtaltung geweſen ſei, um ihrem Gemahl unvermuthet zu begegnen, und damit war die Sache richtig abgemacht.

Beifällige Aeußernngen wurden laut. Währenddeſſen wurde der Signora Benzoni eine Meldung gemacht, worauf ſie an die Thür eilte und gleich darauf der Geſellſchaft den Grafen und die Gräfin Guiccioli aus der Romagna vorſtellte.

Dieſes neuvermählte und erſt vor kurzem in Venedig angekommene Paar ſtellte einen ſtarken Gegenſatz vor. Der Graf, ein Sechziger, mit weißen Haaren und von kleiner Statur, trug in ſeinem rothen, ziemlich nichtsſagenden Geſicht den gewöhnlichen Ausdruck italieniſcher Verſchlagenheit und Gewandtheit.

Die Gräfin dagegen, welche ſich wie ein Kind an

ihn lehnte, ſchien höchſtens achtzehn Jahre zu haben. Ihre Geſtalt war klein und bei einer leichten Hinneigung zur Fülle von zierlicher Anmuth. Höchſt eigenthümlich und auffallend erſchien aber bei der Italienerin die weiße, durchſichtige, ganz nordiſche Geſichtsfarbe und das dunkelblonde Haar, welches in reichen Locken um den antiken Kopf ſpielte. Die ſüdliche Abſtammung verrieth ſich nur in dem großen, dunklen und feurigen Auge, welches bald lebhaft aufblitzte, bald, im Niederſinken, von langen dunklen Wimpern faſt verdeckt wurde. Die Gräfin ſchien ermüdet und lehnte bald in vertraulichem Geſpräch mit der Herrin des Hauſes neben ihr im Divan.

Im Herrenſalon hatte unterdeſſen der radbrechende Italiener die beiden Engländer gerade verlaſſen, als ein neuer Ankömmling zu denſelben trat. Hoppner empfing ihn mit einer tiefen Verbeugung, welche Jener erwiderte, um dann Shelley's dargebotene Hand zu drücken.

In dieſem Mann mit der mädchenhaft ſchlanken Geſtalt und der männlich breiten Bruſt haben wir den berühmteſten der damaligen engliſchen Dichter, Lord Byron, vor uns. Auf dem langen, aber muskulöſen Hals, den er, der Sitte der damaligen Zeit entgegen, ganz entblößt trägt, ſchwebt der ſtolze, an Weiße und feſten Umriſſen dem Marmor gleiche Apollokopf, welchen ihm ſelbſt die Neidiſchſten ſeiner Zeitgenoſſen zugeſtehen muß-

ten. Doch diesmal ist es nicht der zornige Ausdruck des ferntreffenden Schützen, welcher ihm so oft aus dem dunkeln, glänzenden Auge blitzt, sondern ein freundliches Lächeln bringt er dem Freunde, dem, der ihn am besten kennt und versteht, entgegen.

Wer ist der Signor, der soeben von Euch wegging? fragte der Lord nach den ersten Begrüßungen.

Es ist Herr Mammoni, Mylord, versetzte Hoppner. Ich glaube, setzte der Consul nach einer kleinen Pause und mit einem discreten Lächeln hinzu, er will Herrn Shelley als Cavalier für seine Signora anwerben.

Byron blickte erstaunt auf den Freund.

Wäre es möglich, Percy! rief er dann; Sie spröder, treuer Ritter vom See, der unter all den blendenden Schönheiten Venedigs nur an seine ferne blonde Mary denkt! Haben Sie also auch einmal Feuer gefangen? Kein Wunder freilich! Sehen Sie nur, Herr Hoppner, wie die schöne Frau mit ihren prächtigen Augen nach ihm hereinblitzt!

Ich glaube in der That, sagte Shelley lächelnd, daß ich eine betrübte Sache angerichtet habe. Sie, Byron, haben mich gestern im Fenicetheater mit dieser Dame bekannt gemacht, und ich habe Grund zu glauben, daß die Aufmerksamkeiten, welche ich ihr erwies, falsch verstanden worden sind.

Die Einladung, warf Hoppner ein, welche der Sig-

nor Ihnen vorhin machte, läßt darin wohl kaum einen Zweifel übrig. Sie, Mylord, haben die Engländer hier in die Mode gebracht, und Herr Shelley ſoll, wie es ſcheint, ſogleich die Vortheile davon haben.

Sagen Sie lieber: Nachtheile, Herr Hoppner, rief Byron, nach der betrübten Miene, welche unſer Freund in dieſer Angelegenheit annimmt. Ich habe das Unheil angeſtiftet und muß es auch wieder beſſern. Alſo gerade aus, Shelley, Sie wollen mit der ſchönen Donna nichts zu thun haben?

Nein! war die entſchiedene Antwort.

Dann mache ich mich verbindlich, Sie noch heute Abend von dieſer Angel loszuſchneiden! Aber nun ſagen Sie uns auch wenigſtens, wie Sie dazu gekommen ſind, ſich in dieſe Beziehung einzulaſſen.

Sie werden darüber lachen, ſagte Shelley, es war die Aehnlichkeit mit Mary, welche mich anzog.

Sie ſcherzen! rief der Lord, Mary iſt der Typus einer Engländerin, und in der Baronin haben wir eine entſchieden ſüdliche Pflanze.

Das thut nichts! die Signora iſt Mary ins Südliche überſetzt. Sie lachen mich vielleicht aus, allein ich fühlte es, es zog mich an, es war ein geiſtiger Zuſammenhang, den ich lieber nicht erfahren hätte.

Geiſterſeher!

Das ſind die Atheiſten oft, lachte Shelley.

Namentlich in Deutſchland, bemerkte Byron, wo die Geiſterſehereien jetzt ſehr im Schwung ſind.

Deutſchland, verſetzte Shelley, iſt die eigentliche Heimath derſelben. Wer nur den Erlkönig von Goethe und die Lenore von Bürger geleſen hat, der kann ſich einen Begriff von der Stimmung machen, welche dort gewiſſe Umgebungen zu erwecken im Stande ſind. Die Deutſchen ſollen jetzt einen Schriftſteller haben, welcher mit dem größten Erfolg ſolche ſpuk- und nebelhafte Geſchichten in humoriſtiſcher Weiſe verarbeitet und dabei Hunde, Katzen, ja ſogar Ungeziefer perſönlich individualiſirt auftreten läßt, ohne doch damit auf das Gebiet des eigentlichen Märchens zu gerathen.

Die drei Engländer waren, während der Unterhaltung auf- und abgehend, in die Nähe des Damenſalons gekommen. Neben der Thür deſſelben lehnte, Shelley immer noch mit den Augen verfolgend, die Signora Mammoni. Der Lord trat mit einer raſchen Bewegung auf ſie zu.

Gnädigſte Signora, ſagte er, wie ich ſoeben vernehme, haben Ihre ſchönen Augen wieder ein Herz erobert.

Die Angeredete ſah zu ihm auf und antwortete nicht.

Zu meinem Bedauern, fuhr der Lord kaltblütig fort, muß ich Sie davon unterrichten, daß mein Freund Shelley verheirathet und ein ſehr treuer Ehemann iſt.

Ich danke, ſagte die Dame.

Der Blick, welcher dieſe ruhig hingeſprochenen Worte begleitete, belehrte den Lord, daß der muthwillige Scherz, den er zu machen glaubte, als eine tiefe Beleidigung hingenommen war. Er wollte einige erklärende Worte ſagen, als er ſeinen Namen nennen hörte.

Mylord! rief die Signora Benzoni, welche noch mit der Gräfin den Divan einnahm, darf ich Sie bitten? — Eine Vorſtellung!

Byron ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen. Er warf einen flüchtigen Blick nach den beiden Damen hinüber und trat dann mit einer leichten Schwankung des Oberkörpers, welche ſich in ſeinem Dahinſchreiten bemerklich machte, auf ſie zu.

II.

Eine nähere Bekanntschaft zwischen der jungen Gräfin und dem Lord war schnell gemacht. Es gibt eine Sympathie, welche im wirklichen Leben Menschen näher und schneller zusammenführt, als es der Roman beschreiben kann, die aber unser Dichter selbst gelegentlich mit den kürzesten Worten:

Sie sahn sich — liebten sich!

bezeichnet hat.

Die Sitten der italienischen Welt waren nie streng, am wenigsten damals, und ein Cicisbeo gehörte ebenso nothwendig wie eine zahlreiche Dienerschaft und ein prächtiger Hausrath zu dem Zubehör einer Dame von Stand. Unverheirathet spielte das Weib keine Rolle in der Gesellschaft; der Fehltritt, den sich ein Mädchen hätte zu Schulden kommen lassen, wäre etwas Unerhörtes gewesen — allein mit der Verheirathung, welche fast regelmäßig eine rein conventionelle war, trat die Selbständigkeit der Frau ein und nun begannen die

Tage ihrer Freiheit, für welche ſich dann der Ehemann in ſeiner Weiſe entſchädigte, indem er namentlich oft ſelbſt wieder als Cavaliere ſervente bei einer anderen Dame auftrat. Lord Byron hat unter anderm in ſeinem „Beppo" dies Verhältniß treffend genug bezeichnet:

Dieſſeits der Alpen iſt es allen Frauen
(Obwohl, bei Gott! die Sünde nicht gering)
Geſtattet, ſich zwei Männern zu vertrauen.
Ich weiß es nicht, wer an die Sitte fing:
Ein Cavalier ſervent iſt ſtets zu ſchauen,
Und niemand kümmert ſich um ſolch ein Ding,
Und das nennt man — um nicht zuviel zu reden —
Die erſte Heirath durch die zweite tödten.

Was der Dichter hier mit Humor behandelt und im Bewußtſein der Weltverkehrtheiten ruhig hinnimmt, das war dem Italiener eine ganz natürliche Sache, über welche er ſich nicht lange mit Nachdenken plagte. Wenn es demnach Verwunderung erregte, daß die Gräfin Guiccioli neben ihrem ſechzigjährigen Gatten noch keinen Cicisbeo mitbrachte, ſo begrüßte man mit Beifall die Nachricht, daß der in der großen Welt Venedigs hochgefeierte engliſche Dichter in die leere Stelle eintrat. Ein herkömmliches Liebesverhältniß war damit freilich noch lange nicht eingeleitet. Zwar rechneten die Italiener die Beſtändigkeit in der „zweiten Ehe" für eine heilige Pflicht, und eine Verletzung derſelben wurde bei ihnen faſt ebenſo ſcharf beurtheilt und verdammt, als in an-

dern Ländern eine Verſündigung gegen die wirkliche, aber daß ſich die junge Gräfin Guiccioli dieſen landesüblichen Sitten und Ideen nicht durchaus zu fügen geſonnen war, das ließ ſich aus ihrer Haltung gegen den Lord leicht erkennen.

Eines Abends ſehen wir die Damen Benzoni und Guiccioli mit dem Lord und ſeinem Freund Shelley in einer Loge des prächtigen Fenicetheaters.

Unſere engliſchen Bühnen können ſich vor dieſer hier nicht ſehen laſſen, ſagte der Letztere zu Byron.

Hier iſt man aber auch fürs Theater geſchaffen, verſetzte der Lord, hier iſt alles Komödie, alles Goldoni.

Ich denke doch auch Alfieri!

Ja, je nachdem, wenn ſeine Stücke nicht gerade verboten ſind. Ich halte Alfieri für einen großen Dichter.

Die Vorhänge der Loge gingen mit dem der Bühne auf; eine renommirte Tänzerin, welche vor kurzem von Neapel gekommen war, hatte die Letztere betreten. Sie wandelte mit erhabenen Kothurnſchritten an die Lampen, blickte mit einer Miſchung von Verwunderung und Verachtung auf das Publikum, und ſchien, ſtatt ihren Tanz zu beginnen, auf deſſen vorgängige Beifallsbezeugungen zu warten. Allein man ſchwieg und zwar nicht aus Mißtrauen gegen das neue Talent, oder aus Phlegma der Hände oder der Zungen, ſondern aus dem einfachen Grund, weil vor kurzem eine, im della Fenice vorzüg-

lich beliebte Sängerin in Neapel eine kalte Aufnahme gefunden hatte. Die Neapolitanerin ſchien auf dieſe Demonſtration durchaus nicht gefaßt zu ſein, denn nachdem ſie einige Minuten ſprachlos geſtanden und fortwährend um ſich geblickt hatte, wankte ſie plötzlich, trat einen Schritt zurück und ſank ohnmächtig in die Arme des einige Schritte hinter ihr ſtehenden Solotänzers.

Mein Gott! rief der weichherzige Shelley erſchreckt aus.

Beruhigen Sie ſich, wandte ſich Byron lächelnd zu ihm, die Kriſis wird ſchnell vorbei ſein. Hier zu Lande iſt es in ſolchen Fällen nicht Sitte, das Corſett aufzuſchneiden oder mit kaltem Waſſer und ſcharfriechenden Salzen beizuſpringen, ſondern die Anweſenden rufen nur einige Namen dei santi Martiri an und dann iſt der Zufall vorüber.

Der Ausſpruch des Dichters beſtätigte ſich ſchnell, denn außer dem Heilmittel, das er angegeben, wandte ein Theil des Publikums, welches, vielleicht mit Recht, in der Ohnmacht einen wohlgelungenen Anfang des Ballets erblickte, eine noch weit beſſere Stärkung an, nämlich einen donnernden Beifallsſturm. Dieſer erweckte die Ohnmächtige alsbald wieder zum Leben, worauf ſie dem Ruf, welcher ihr von Neapel vorangegangen war, die vollſte Ehre machte.

Sie glauben nicht, bemerkte während des Tanzes

der Lord ſeinem Freunde, mit welcher Naivetät die ergötzlichen Theatergeſchichten, die hier paſſiren, vom Publikum aufgenommen werden. So kam neulich, ich weiß nicht mehr bei welcher Oper, der Fall vor, daß eine Sängerin, welche in ihrer Oper erſtochen worden war, für ihre Schlußlaute mit ſtarkem Beifall und namentlich mit vielfachem Dacapo belohnt wurde. Was geſchieht? Sie ſteht ganz ruhig wieder auf, ſingt ihre Schlußtriller noch einmal, läßt ſich noch einmal erſtechen, und ich denke, daß ſich auf ein nochmaliges Dacapo der Mord wohl zum drittenmal wiederholt und keine Seele etwas beſonderes dabei gefunden haben würde. Die Darſtellung iſt hier Alles — der Sinn Nichts.

Wo iſt heute wieder die Gräfin Albrizzi, Mylord? miſchte ſich die Siguora Benzoni ins Geſpräch. Wie kann ſie im Theater fehlen? Sie iſt ja doch nach Ihrer eigenen Ausſage die Staël von Venedig!

Geweſen! verſetzte Byron, aber jetzt durch eine Würdigere erſetzt, und er verbeugte ſich gegen die Dame.

O wie galant Sie ſind! Sie ſind ja überhaupt ſeit einigen Tagen ganz ohne ihre gewöhnlichen ſcharfen Kanten und voll guter Laune! Iſt daran der Beſuch Ihres Freundes, des ſchönen giovane e poeta Inglese neben Ihnen ſchuld, oder meine theure Freundin Tereſina

neben mir, für welche Sie faſt nur noch allein Augen zu haben ſcheinen.

Wenn mich etwas bewegen könnte, an Ihnen vorbeizuſehen, ſo dürfte es allerdings nur Ihre Nachbarin, die Conteſſa Guiccioli, ſein, — und der Blick des Dichters, welcher ſich jetzt wieder voll auf die junge Dame richtete, beſtätigte ſeine Worte.

Ich bin heute bei der Gräfin geweſen, ſagte Tereſa, und habe ihre Helena von Canova bewundert.

Ich theilte Ihre Bewunderung, Signora, ſagte Byron, und begeiſterte mich dort zu einer Strophe, die ich Ihnen mittheilen würde, wenn ich nicht ſeit einigen Tagen die Unwahrheit ihres Inhalts erfahren hätte.

O, bitte, heraus damit, Signore Straniero! rief die Benzoni.

Sie ſind ſo ſelten in der Laune, etwas von Ihren Poeſien mitzutheilen!

Der Dichter zögerte; ſein eigenthümlicher Eigenſinn, der ihn oft grade darum, weil man etwas von ihm verlangte, anflog, flammte auch jetzt wieder aus ſeinen Augen; auf eine Bitte Tereſa's aber ſenkte ſich der in den Nacken zurückgeworfene Kopf wieder, und er declamirte die folgenden Zeilen:

In dieſem holden Marmor ſeht,
Hoch über Menſchenthun und Denken,
Was die Natur zu thun verſchmäht,

Doch Schönheit und Canova ſchenken!
Den Schwung, den Phantaſie verleiht,
Beſiegend, und des Dichters Triebe,
Gekleidet in Unſterblichkeit:
So ſeht die Helena der Liebe! —

Schön! vortrefflich!

Aber unwahr! denn ich habe ſeither geſehen, daß die Natur, zwar ſelten, doch nicht ganz verſchmäht, mehr zu thun als Canova und der Dichter können! — Eine Pauſe entſtand. Wiſſen Sie auch, ſagte dann der Lord, was die boshafte Signora Mammoni von meiner ehemaligen Freundin Albrizzi geäußert hat?

Nun?

Als ſie von ihrem Geburtsort Korfu hierher gekommen, habe ſie einen todten Venetianer geheirathet, das heißt todt, ſeitdem er ſie geheirathet!

Die Damen lachten.

Bitte, erzählen Sie uns Etwas, ſagte nun die Benzoni, bis das häßliche Recitativ vorüber iſt.

Ich wüßte eine Geſchichte von Todten, entgegnete der Lord, die aber zu gräßlich iſt für ſo zarte Ohren!

O, wir fürchten uns nicht.

Was iſt es? fragte Shelley.

Es iſt die Vampyrgeſchichte, welche dem neuen Gedichte von Coleridge zu Grunde liegt. Stellen Sie ſich vor, daß in einer Aprilnacht bei abnehmendem Mond-

licht der Wind durch einen deutſchen Eichwald pfeift. Aus der Pforte eines mittelalterlichen Schloſſes tritt, um Mitternacht, dicht verhüllt, ein junges Mädchen. Beim rothen Schein der eben aufſteigenden Mondſichel ſucht ſie ihren Weg nach einer alten Eiche, dort ſinkt ſie in die Knie, um, einem Gelübde gemäß, für ihren im Krieg abweſenden Ritter zu beten. Eine ſchöne weiße Taube, welche ſie nie verläßt, ſchwebt wie ein Schutzengel um ihr Haupt. Sie hat eine Weile gebetet, da wird ſie durch ein Geräuſch in ihrer Nähe aufgeſchreckt, und aus dem Dickicht tritt eine reichgeputzte, ſtrahlende Dame von üppiger Schönheit, allein blaß und matt; ſie fleht um Hülfe und Schutz; aus einem plötzlichen Ueberfall der Feinde auf das Schloß ihres Vaters ſei ſie mit Mühe in dieſen Wald entkommen. Chriſtabel, die Heldin der Dichtung, nimmt die Verlaſſene auf und führt ſie in ihr Schlafgemach, obwohl ihre Taube Abneigung gegen die Fremde beweiſt, und die treue Schloßdogge ſie anknurrt. Am nächſten Morgen ſtrahlt die fremde Dame, Geraldine, die mit Chriſtabel Arm in Arm entſchlummert iſt, wieder in voller, kräftiger Schönheit, Chriſtabel aber tritt, müde und ermattet, vor ihren Vater, um ihm dem Gaſt vorzuſtellen. Dieſer entbrennt von Liebe zu der zuvorkommenden Schönen, ein alter Barde warnt ihn zwar durch die Erzählung eines Traums, in welchem ihm die weiße Taube von einer

wunderschönen grünen Schlange umwunden und erwürgt erschienen war, er aber lädt die Fremde zu sich zu Gast, bis ihr Vater von ihrem Aufenthalt bei ihm benachrichtigt sei. So weit, und Byron wandte sich zu Shelley hat Coleridge sein Gedicht vollendet, allein der Stoff geht weiter. In der folgenden Nacht erwacht das Mädchen mit einem unendlichen Gefühl der Beengung und findet sich in Geraldinens Armen, welche sie eng an sich gepreßt hält und ihren Mund mit Küssen bedeckt. Sie sucht sich der Fremden zu erwehren, sie bittet und fleht, allein die Umarmung wird immer enger, die Kraft des Mädchens nimmt ab, endlich stößt sie mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung die Fremde von sich ab, da sieht sie auf deren Brust ein entsetzliches bärtiges Gesicht mit weitem, blutigem Munde und großen, glänzenden Zähnen, und zwischen ihrem eignen entblößten Busen wird eine weite Wunde sichtbar, aus welcher ein Blutstrom quillt. Entsetzt, ohnmächtig sinkt das Mädchen vor diesem gräßlichen Schauspiel zurück, und der Vampyr stürzt sich aufs neue auf seine Beute. Am nächsten Morgen findet man die weiße Taube über ihrer sterbenden Herrin trauernd, die Fremde ist verschwunden, aber alle Liebe des Vaters zu seiner Tochter hat sich jetzt auf jene gerichtet, er spürt ihr, ohne sie auffinden zu können, durch die halbe Welt nach, und findet zuletzt einen qualvollen Tod.

Gut, daß wir fertig sind, rief die Benzoni, den Vorhang aufreißend, eben kommt die Bravourarie!

Der Dichter hatte sich bei seiner schauerlichen Erzählung in einen solchen Eifer hineingeredet, daß er zuerst nicht bemerkte, wie Teresa erschreckt an ihre Freundin hingerückt war, und als er sich nach Shelley umwandte, sah er dessen Platz leer und die Logenthüre offen. Er trat hinaus und fand Jenen leichenblaß an die Wand gelehnt; sein schönes Haar hing ihm über das vorgebeugte Gesicht herüber. Auf Byrons Anfrage, was ihm fehle, antwortete er anfänglich nichts, dann aber, sich wieder aufrichtend, sagte er: Sie glauben nicht, Gordon, wie meine Phantasie von Ihrer Erzählung angeregt worden ist; erst war ich aufs höchste gespannt, dann aber wurde es mir, als sei es mein eignes Blut, welches mir aus der Brust gesaugt würde, und ich verließ noch rechtzeitig die Damen, um vor ihnen nicht die Rolle jener Tänzerin spielen zu müssen. Jetzt ist mir besser.

Die beiden Engländer traten wieder in die Loge zurück, das Stück nahte seinem Ende, der Cavalierdienst des Lords bei Teresa war jedoch heute überflüssig, da Graf Guiccioli selbst kam, sie abzuholen. Er begrüßte Byron aufs freundlichste und lud ihn zu wiederholten Besuchen in seinem Hause ein.

Teresa, sagte er, hat Geschmack an Ihnen gefunden,

Signore Inglese; sie ist im Kloster erzogen und hat viel Bildung, sie liest Dante und Tasso, und mit Ihnen kann Sie ja davon sprechen, Sie verstehen das, Sie sind ja selbst ein großer Dichter.,

Damit verabschiedete er sich.

Bei Byron war schnell der Dämon der üblen Laune wieder eingekehrt, als er dem Grafen begegnete. Er verließ die Signora Benzoni, welche seine Begleitung zu erwarten schien, und lud seinen Gast ein, vor der Heimkehr eine Spazierfahrt in der Gondel durch die herrliche Mondnacht zu machen.

III.

Am Canale Grande harrte mit seiner Barke der Gondolier Tita, ein stattlicher Mann mit einem großen schwarzen Bart. Was in anderen Städten die Droschkenführer, das sind in Venedig die Gondoliere, und damit ist zugleich gesagt, daß der frühere sagenhafte romantische Reiz, welcher sie umgab, mit ihren Barcarolen zu Grabe gegangen ist:

Venedig hört des Tasso Sang nicht mehr,
Still rudert, ohne Lied, der Gondolier. —

Tita war bald nach der Ankunft des Lords in Venedig aus der Reihe der Barkenführer aus- und unter seine zahlreiche Dienerschaft eingetreten. Er hing mit einer fast schwärmerischen Liebe an dem wunderbaren „giovane Straniero", der nicht allein durch sein Gold, sondern auch durch seine Kunst im Schwimmen und im Reiten dem italienischen Populus die aufrichtigste Bewunderung abzwang. Durch seine stattliche Stärke war Tita ebenso bei dem schönen Geschlecht beliebt wie un-

ter den Männern gefürchtet, und man sagte von ihm wohl nicht mit Unrecht, daß er in Raufereien, also auf die ehrlichste Weise von der Welt, schon Mehrere kalt gemacht habe. Dabei war er aber nach glaubwürdigen Versicherungen die gutmüthigste Seele.

Das sonderbare, in Venedig einheimische Fahrzeug der Gondel, welches die beiden Freunde jetzt besteigen, um bei zurückgezogenen Vorhängen in die Nacht hinausgelehnt, auf der dunkeln Fluth lautlos hinzugleiten, verdient eine nähere Beschreibung, und Wer kann diese besser geben, als unser Dichter, welcher sie so oft und vielfach benutzte? Er sagt:

Habt Gondeln ihr gesehn? fast fürcht' ich, ihr
Habt nicht, darum beschreib' ich sie genau:
Ein langes Deckboot ist gebräuchlich hier,
Krumm an der Spitze, leicht, doch fest an Bau;
Zwei Rudrer hat's, die heißen Gondolier;
Hingleitet's auf dem Wasser, schwarz zur Schau,
Gleich einem Sarg, der in 'nem Kahne ruht,
Wo Niemand seh'n kann, was ihr sprecht und thut.

Auf den Kanal und ab seht ihr sie geh'n,
Und den Rialto schießen sie entlang,
Nachts, Tags — langsam und schnell sind sie zu seh'n,
Und am Theater harr'n, ein dunkler Drang,
Sie stets in ihren traurigen Livreen;
Doch ist nicht viel Betrübniß drein im Schwang —
Nein, oft enthalten Freude sie genug,
Wie Trauerkutschen hinterm Leichenzug.

Ein solches Fahrzeug, bald mit dem Ruder, bald,

wo Kanal oder Lagune seicht genug ist, mit der Stange fortgetrieben, schießt jetzt im Mondlicht den großen Kanal entlang. Die silbernen Streifen, welche hinter ihm im Wasser aufglänzen, mischen sich mit rothen Reflexen, hier und da zurückgeworfen gegen einzelne Lichter in den Palästen, welche düster von beiden Seiten auf den Kanal blicken. Gothik, Renaissance, der maurische Hufeisen- und der römische Cirkelbogen zeigen sich abwechselnd in den prachtvollen, zum Theil ganz verlassen stehenden Gebäuden. Jetzt ist der prächtige, weitgesprengte Bogen des Rialto passirt, aber immer dehnt sich noch, lang gewunden, die Wasserstraße hinaus, bis sie sich endlich auf den weiten Kanal della Giudecca öffnet. Links zieht sich dessen Fortsetzung, der St. Markuskanal, in die Lagunen hinaus. Dort am Molo entfaltet sich die eigentliche Pracht der Lagunenstadt, dort thront auf einer der beiden riesigen Säulen, welche die Piazzetta schmücken, das Wahrzeichen der stolzen Stadt, der geflügelte Löwe, dahinter glänzen die Kuppeln der Markuskirche auf ihren weltberühmten Platz, halb verdeckt durch den daneben aufgethürmten Dogenpalast, welchen eine kleine Brücke über ein schmales Wasser dicht am Markuskanal, die Seufzerbrücke, mit den Staatsgefängnissen, trauriger Berühmtheit, verbindet.

Allein nicht um die Reste des Glanzes, welche noch „die Städtefee", „die Seekybele" schmücken, drehte sich

die Unterhaltung der beiden Dichter, wie sie jetzt nach dem Arsenal hinüberglitten, sondern um die Eigenthümlichkeiten des italienischen Lebens, welches für Shelley das vielfachste Interesse bot. Er äußerte vor allem den Wunsch, die Sprache des Landes zu erlernen, und rühmte die Fertigkeit des Ausdrucks, welche Byron bereits darin erlangt hatte.

Bei unserer classischen Vorbildung, versetzte dieser, und unserer harten, speienden, spuckenden nordischen Sprache, welche die Zunge geläufig macht, lernen wir leicht dies sanfte Bastardlatein,

> Das aus dem Mund, gleich Mädchenküssen taucht,
> Und nur geschrieben sollt' auf Seide sein,
> Mit Sylben, wie der süße Süd sie haucht.

Es ist eine Sprache fürs Theater.

Sie stellen sich nicht vor, welche poetische Uebertreibungen in den Ausdrücken des gewöhnlichsten Lebens täglich vorkommen. Die Fornarina, Gott bessere sie! sagte mir einmal, mit einer Nebenbuhlerin, welche ihr grade zu erwachsen drohte, werde sie eine Guerra di Candia anfangen, mit Anspielung auf einen hartnäckigen Krieg, welchen die Venetianer einmal geführt haben, und eine Guerra di Candia wäre es wohl geworden, denn sie waren beide stark, groß, couragirt und aufs äußerste entschlossen. Sie würden dann nicht, wie Palafox in

Saragoſſa: Krieg bis aufs Meſſer! ſondern: Krieg bis auf Nägel und Zähne! gerufen haben.

Die Fornarina wußte ja wohl auch einen Krieg bis aufs Meſſer zu führen?

Auf etwas mehr oder weniger kam es dieſer Megäre nicht an, wenn ſie gereizt war. Ihre Liebhaberei, mich „gran can della Madonna“ zu nennen, iſt bekannter geworden, als mir lieb iſt; dann pflegte ſie auch zu mir zu ſagen: „viscere mie!“ das heißt meine Eingeweide! ferner: Ich würde für dich in die Mitte von hundert Meſſern gehen, was bei dem ſoliden Gebrauch, welchen man hier von dieſen Inſtrumenten zu machen weiß, allerdings ein Unternehmen von hypothetiſchem Ausgang geweſen ſein würde, und endlich: Ich habe dich zum Todtſchlagen lieb! Die Vorgängerin der Fornarina, Marianna, ein Frauenzimmer, mit welchem ich immer möglichſt fein zu verfahren mich bemühte, ſagte einmal zu mir: Wenn Sie mich wirklich liebten, würden Sie nicht ſo viel ſchöne Redensarten darum machen, welche zu nichts gut ſind, als um ſich die Schuhe damit zu putzen! Wenn ſie von ſchlechtem Wetter, von ſchlechten Wegen ſprechen wollte, ſagte ſie immer: tempo perfido, strada perfida!

Man verleiht alſo den lebloſen Dingen, den abſtracten Begriffen die moraliſchen Eigenſchaften der Men-

ſchen. In ſolchem Land haben's die Pfaffen bequem, Herrgötter und Heilige zu machen.

Immer Philoſoph, immer Forſcher nach den letzten Gründen der Dinge, immer Verneiner, immer Schlange! rief Byron.

Meiſt ohne es zu wollen, verſetzte Shelley, denn ich habe erleben müſſen, was kaum ein Anderer, ſelbſt Sie nicht, erlebt hat. Auch Sie hat die Verleumdung angebellt, Ihre Familienbande zerriſſen, Ihren Geiſt verdächtigt und Sie in die Verbannung getrieben, weil Sie nicht auf den abgenutzten, hergebrachten Brettern eine traurige Rolle in der Komödie mit herunterſpielen wollten; allein hat mich nicht mein eigener Vater verſtoßen, mein Weib freiwillig verlaſſen, hat mir nicht der Staat meine Kinder entriſſen, weil er ſie der Erziehung eines Atheiſten nicht überlaſſen zu dürfen glaubte? Und dennoch habe ich eine Heimath gefunden in Italien, dem Paradies Verbannter, einen Freund, und mehr noch! meine holde Mary wird mich bald in Piſa treffen.

Möge Ihnen das Glück werden, Percy, ſagte Byron erſchüttert, welches ich in der Fremde vergeblich geſucht habe und wohl nie finden werde.

Und dennoch glaube ich, Sie ſtehen an der Schwelle deſſelben! Denken Sie an Tereſina!

Percy! ſagte Byron abbrechend, ich habe Sie vor-

hin nicht umsonst die Schlange genannt; Sie wissen, was ich damit meine, Sie sind wie die Schlange im Paradies, welche alles beweisen kann, nur Gott nicht.

Allerdings, sagte Shelley ruhig. Wenn es eine göttliche Weltordnung gibt, woher das Böse? Kommt es aus ihr, dann ist sie nicht gut, kommt es nicht aus ihr, dann ist es für sich da und Jene ist nicht allumfassend.

Vortrefflich! Ich habe eine Arbeit unter der Feder, welche hoffentlich meinem Lehrer, der Schlange, Ehre machen wird. Es wird ein Drama nach dem Muster der alten kirchlichen Schauspiele, der Mysterien, werden und soll dem Ursprung des Bösen direct zu Leibe gehen. Rathen Sie seinen Helden!

Kain?

Kain!

Die Gondel kehrte auf einen Wink des Lords jetzt wieder nach der Stadt um.

Kain! Er ist der erste, der nach dem Warum? fragt, welches nach ihm ständig werden soll. Ich gedenke nicht, ihn als bloßen Verstandesmenschen anzulegen; er soll lieben; neben der Rechtsfrage soll sich sein Stolz dagegen empören, durch einen bloßen Zufall Träger einer fremden Schuld zu sein. Er soll verschmähen zu beten, denn er fragt: warum? Wenn ihm Adam sagt: danken für das Leben! fragt er: und was für den Tod?

Adam entgegnet, das seien die Worte der Schlange, und er sagt: warum nicht? Die Schlange sprach wahr, es war der Baum der Erkenntniß, es war der Baum des Lebens; Erkenntniß ist gut, und Leben ist gut, warum sollte es übel sein?

Gordon! warf Shelley ein, Sie sind ein größerer Metaphysiker als Manche, mehr als Sie selber wissen!

Der Dichter fuhr eifrig fort, sein Thema zu entwickeln: Lucifer muß als der Repräsentant des kalten, rechnenden Verstandes zu ihm treten. Wenn Gott, so spricht er, uns geschaffen hat, kann er uns nicht wieder vernichten, denn was ist, kann nicht aufhören zu sein, also sind wir unsterblich, und der Tod ist nicht. Auf Kains Frage, ob Er die Schlange gewesen, wird er anworten: die Schlange war eine Schlange, sonst nichts; ich versuche niemanden, aber ich pflanze auch keine fatalen Bäume vor Leute, denen ich deren Berührung verbiete, ich hätte euch gut gemacht und nicht aus dem Paradies vertrieben, sondern euch die Erkenntniß zusammen mit dem Leben gegönnt. Kain wird mißmuthig, mit wachsender Erkenntniß, er speculirt statt zu arbeiten, er verlangt beim Opfer ein Zeichen vom Himmel, und seinen Bruder erschlägt er in der Mißstimmung und im Affect, nicht als vorbedachter Mörder.

Und die Moral?

Was weiß ich? die wird ſich finden, wenn wir am Ende ſind. Vermuthlich die:

Des Wiſſens Baum iſt der des Lebens nicht! —

ſonſt komme ich in die Hölle!

Die Freunde ſchwiegen, bis die Gondel an die Treppe des Palaſtes Mocenigo anſtieß.

IV.

An einem der folgenden Tage trafen sich die Damen Guiccioli und Mammoni bei der Gräfin Albrizzi. Die Letztere war eine Dame, welche in der vornehmen Welt Venedigs alle Nebenbuhlerinnen an Geist, schönwissenschaftlicher und gesellschaftlicher Bildung bei weitem überwog. Ein sehr beträchtliches Vermögen setzte sie in den Stand, ihrem Kunst- und Literardilettantismus den gehörigen Nachdruck zu geben, und so kam es, daß sie eine Zeitlang den Mittelpunkt der feinen Welt bildete, an welchen sich namentlich alle ausgezeichneten Fremden, wie auch Lord Byron, anschlossen. Er hatte einmal, obwohl mit Unrecht, für einen beglückten Anbeter der immer noch schönen Contessa gegolten, und soviel stand sicher, daß sie die Extravaganzen seiner Lebensweise, welche selbst dem Italiener mitunter zu bunt vorkommen wollten, in Schutz nahm und für unausbleibliche Folgen seiner Genialität erklärte. Diese Edelsinnigkeit in seiner Vertheidigung behielt sie auch noch

bei, als er, mit ſeiner gewohnten Launenhaftigkeit, ſich plötzlich in den Cirkeln ihrer Nebenbuhlerin, der Signora Benzoni, mehr angezogen fühlte, dort nicht in Bosheit, ſondern in gedankenloſem Leichtſinn über ſeine Freundin ſpottete und ganz vergaß, daß ſie es einſt entſchuldigt hatte, als auf einem Maskenball, welchen ſie am Arm des Dichters beſuchte, die Fornarina auf ſie losfuhr, ihr die Maske abriß und, die geſuchte Nebenbuhlerin in ihr vermuthend, die erwähnte Guerra di Candia zu beginnen Miene machte.

In gleicher Weiſe verhielt ſie ſich jetzt, als ſich die Signora Mammoni mit wenig Schonung über die Vergangenheit des Dichters zu äußern begann.

Sie glauben nicht, Carina, ſagte dieſe zu Tereſa, welche Streiche dieſer Menſch ſchon gemacht. Aus ſeinem Vaterland iſt er nur darum verbannt, weil er durch die Gewalt eines Dämons, welcher in ſeinem Dienſte ſteht, alle Damen unglücklich machte, welche das Unglück hatten, ihm zu gefallen. Er iſt dort nicht weniger als dreimal verheirathet, ſeine Frauen trauern um ihn, ſeine Kinder ſchreien nach ihm, und trotzdem ſetzt er in unſerm Garten der Welt ſeine Teufeleien fort. Wenn das vor hundert Jahren geſchehen wäre —

Hätten die Damen nicht minder gern auf ſeinen Dämon gehört, als jetzt, unterbrach die Vertheidigerin.

Aber der Staat von Venedig hätte ſeine Schuldig-

keit gethan, und die Gefängniſſe würden ſich für den Schwarzkünſtler geöffnet haben!

Schade, daß Sie ihn damals nicht einſperren laſſen und ſein alleiniger Kerkermeiſter werden konnten, amica mia! meinte die Herrin des Hauſes; Sie wären gewiß mit dem Dämon beſtens fertig geworden!

Sie, Gräfin, verſetzte die Signora Mammoni gereizt, haben wohl auch Ihre Verſuche, ihn zu bannen, aufgeben müſſen. Oder glauben Sie, daß es der armen Marianna gelungen ſei, welcher er doch am übelſten mitgeſpielt hat?

Ich kenne die Geſchichte nicht genau, ſagte die Gräfin.

Nun, ſo will ich ſie Ihnen ganz genau erzählen. Die arme Marianna war die erſte Hauswirthin dieſes Ungeheuers, als er hierher kam, denn damals hatte er gar kein Geld und konnte nicht den großen Palaſt am Kanal miethen, ſondern mußte mit ſeinen Hunden, Katzen, Vögeln, Banditen und dem großen Affen, in welchem der Dämon ſteckt, beſcheiden im Bohnenviertel wohnen, wo er auch eigentlich hingehört. Wenn nun der Gatte Marianna's in ſeinem Laden ſtand und Reis oder Tabak verkaufte, war ſie bei ihm im Loggiamento und er ließ den großen Affen Verſe an ſie machen, worauf ſie ſehr eitel war. Was will das heißen, Verſe? Verſe kann jeder machen! Unſere ganze Sprache iſt

ein Gedicht und Reime macht jeder Schuhputzer auf die Fußknöchel ſeiner Geliebten.

Aber, wandte Tereſa ein, ſo ſchöne Reime, wie der Signore Ingleſe, kann doch nicht jeder machen.

O, Sie haben wohl auch ſchon etwas von dem großen Affen erhalten! rief die Signora boshaft; dann iſt es freilich verzeihlich, wenn Sie ſeine Poeſien vortrefflicher als die Rime del Petrarca finden. Aber hören Sie weiter! Er ging Abends mit ihr in die Theater oder auf den Ridotto oder lungerte mit ihr in der Gondel auf allem Waſſer in der ganzen Welt herum. Eines Tages bekomnt der holde Ritter ein Billet, worin ihn eine Unbekannte um ſeine Bekanntſchaft bittet und erſucht entweder am Abend — es war gerade im Carneval — zu einer beſtimmten Stunde auf dem Ridotto, oder zwiſchen neun und zehn allein in ſeiner Wohnung zu ſein. Er zieht natürlich das letztere vor, und um die beſtimmte Stunde tritt ein ſchönes, blondes Mädchen, zitternd und verwirrt, bei ihm ein. Ehe es aber zu Erklärungen kommen kann, ſtürzt Marianna, welche das Rendezvous entdeckt hatte, herein, reißt das Mädchen herum und ſchreit: He, Bianca! meine Schwägerin, unartiges Kind! was gibt es hier für Dich zu thun? Schäme dich, als ein Mädchen dich in die Angelegenheiten der Männer und Frauen zu miſchen! Auf der Stelle trolle dich ab und fliege nach Hauſe, ſonſt wirſt

du empfinden, was Marianna's Arm und Zunge vermag!

Der pathetiſche Vortrag der Erzählerin wurde hier durch ein herzliches Gelächter der beiden anderen Damen über die Drolligkeit der geſchilderten Situation unterbrochen. Unbeirrt fuhr Jene fort:

In Bianca erwachte das Blut der Venetianer; ſie rüſtete ſich zum Widerſtand, und es würde zu einem Kampf gekommen ſein, wobei ſich der Lord anſchickte, den ſehr ergötzten Zuſchauer zu ſpielen, wenn nicht Marianna's Gatte, durch das Geſchrei herbeigerufen, eingetreten wäre, ſeine Schweſter in Schutz genommen und endlich fortgeführt hätte, wodurch denn das Feld für den Lord und Marianna frei blieb. Die Sache ſoll ihn aber ſo geärgert haben, daß er von ihr, vom nächſten Tage an, nichts mehr wiſſen wollte; er zog alsbald aus und in den Palaſt, wo er dann die Margarita oder Fornarina, wie man ſie nennt, ſogleich zu ſeiner Palaſtdame ernannte, bis er ſie müde war und durch Tita in den Kanal werfen ließ.

Letzteres iſt mehr als zweifelhaft, wandte die Gräfin ein.

Und, ſetzte Tereſa mit leichtem Spott hinzu, das Glück begünſtigte den Verbrecher auch noch ſoweit, daß er damals gerade das Geld erhielt, um den Palaſt miethen zu können.

Wer weiß, ob dort jemals ein Scudo bezahlt worden iſt, ſagte Signora Mammoni unerſchütterlich, und daß die Fornarina in dem Kanal gelegen hat, kann ich beſchwören.

Das bezweifelt auch Niemand und ebenſowenig, daß ſie ſelbſt hineingeſprungen iſt, als der Lord ſie wegen ihres unpaſſenden Betragens aus dem Hauſe wies — das iſt das Kurze und Lange von der Sache.

Und iſt ſie ertrunken, fragte Tereſa?

Bewahre, antwortete die Gräfin, Mylord ließ ſie wieder aus dem Waſſer ziehen, und damit ſchien ſich ihre Liebesfurie abgekühlt zu haben, denn ſeither hat ſie ihn nicht weiter beläſtigt. Er entließ ſie in Folge der Attaque, deren ſie ſich gegen mich auf dem Maskenball ſchuldig machte, ſetzte ſie mit Befriedigung hinzu; ſie wollte im Hauſe Niemandem mehr gehorchen als ihm. Als er ihr gebot, den Palaſt zu verlaſſen, glaubte ſie anfänglich, er ſcherze, dann aber — es war gerade bei Tiſche — ergriff ſie ein Meſſer und drohte, ſich zu erſtechen. Als der Lord ganz kalt darauf ſagte, das ſei ihre eigene Angelegenheit, in welche er ſich nicht miſchen werde, fuhr ſie mit dem Meſſer, ſtatt auf ſich auf ihn, verwundete ihn an der Hand und dann ſprang ſie in den Kanal.

Tereſa ſtaunte ob ſolchen Geſchichten, welche ihr die Wirklichkeit des Lebens vor Augen brachten, ganz an-

ders, als die seitherige Klosterschülerin es sich gedacht hatte. Was ihr aber in einem gewöhnlichen Fall Abneigung erregt haben würde, rief hier Mitleid und die Frage in ihr wach, ob ein so vielfach begabtes Dichtergemüth nicht von seinen Abwegen zurückgebracht werden könne, und die Signora Mammoni hatte sehr falsch gerechnet, wenn sie glaubte, eine etwaige Sympathie der Gräfin für den Dichter durch ihre übertriebenen Berichte verbannen zu können. Der Lord besuchte sie fast täglich in dem Palast, welchen Graf Guiccioli am großen Kanal gemiethet hatte, aber mehr als bloße Freundschaft bei dessen schöner Inhaberin zu finden, wollte ihm nicht gelingen.

Als Shelley eines Tages von einem Ausflug nach Hause kam, rief ihm Byron entgegen: Nun, was sagen Sie dazu? in einigen Tagen reise ich nach England!

Nach England? wiederholte Shelley erstaunt.

Ja, ich habe Briefe von Moore und Murray bekommen, eine Versöhnung mit meiner Frau soll stattfinden. Unser Freund Hoppner hat die hauptsächlichste Vermittlerrolle dabei gespielt. Ich habe schon die nöthigsten Befehle zur Abreise gegeben.

Und Sie können die schöne Gräfin verlassen?

O, sie wird sich trösten! Wissen Sie was, treten Sie, trotz Ihrer seitherigen Sprödigkeit, an meine Stelle! Sie mag Sie leiden, das weiß ich gewiß. Sie sagte

neulich: was hat Ihr Freund eine hohe, weiße Stirne, große dunkle Augen unter weitgeſchweiften Brauen, wie ſteht ihm die freie Art, wie er ſich trägt, ſo gut! Das iſt deutſche Räubermode, verſetzte ich.

Gordon! unterbrach Shelley, ſcherzen Sie ſich nicht mit Gewalt in einen Humor hinein, welcher Ihnen an dieſer Stelle gefährlich werden könnte. Ich weiß, Sie denken nicht ſo, wie Sie ſprechen.

Der Lord wollte auffahren.

Sie denken nicht ſo, wie Sie ſprechen. Eine augenblickliche Laune fährt Ihnen durch den Sinn, Sie malen ſich Ihre Idee mit den ſchönſten Farben aus, verfolgen ſie mit Leidenſchaft, und wenn Sie in die Wirklichkeit treten, ſteht ſie Ihnen kalt und ſchroff entgegen, und Sie ſind der erſte, der ſeinen Freunden zürnt, daß ſie ihm nicht entſchiedener von allzuraſchen Entſchlüſſen abgerathen haben.

Nach einer Pauſe verſetzte Byron: Sie haben vielleicht Recht, Percy, ich danke Ihnen, vergeben Sie mir meine Heftigkeit; ich habe aber mein Wort gegeben und muß abreiſen, wenn übermorgen um ein Uhr alles zur Reiſe bereit iſt.

Alſo übermorgen!

Was ſagen Sie zu einem Spazierritt auf dem Lido?

Unſere gewöhnliche Abendbeſchäftigung. Ich bin bereit.

Der Lido ist einer der schmalen Landstreifen, welche die Lagunen, in deren Mitte Venedig liegt, von dem offenen Meer trennen, und zwar der mittlere. Die Eingänge aus dem Meer in die Lagunen sind zwischen diesen Landstreifen durch Forts, wie das bekannte Palestrina, vertheidigt; auf dem Lido selbst lagen damals zwei alte, halb verfallene Castelle, die Forts Malamocco und St. Nicolo, letzteres mit einer sehr alten, in ihren Anfängen wahrscheinlich byzantinischen Kirche. Von einer Bebauung dieses unbedeutenden, stellenweise nur einen Damm vorstellenden Erdstrichs konnte natürlich nicht die Rede sein, dagegen diente er bei schönem Wetter den Venetianern als beliebter Spaziergang, von welchem aus sie sowohl die Wellen des raucus Hadria beobachten, als auch die Sonne hinter den vielfachen Thürmen und Kuppeln ihrer prächtigen Stadt untergehen sehen konnten. An der Einfahrt bei San Nicolo legte die Gondel, welche die beiden Freunde übersetzte, an; dort hatte Byron in dem Fort einen Stall für seine Pferde gemiethet und ergötzte die Venetianer durch das ihnen neue Schauspiel einer hohen Reitkunst, wenn er fast jeden Abend einigemal den Lido entlang hin- und hersprengte. Bei diesen Ritten wurde er, wenn von Freunden begleitet, ungemein mittheilsam, er ließ sein Pferd im Schritt gehen und ergoß sich in Erinnerungen an seine Schicksale in England. Als die

Freunde jetzt nebeneinander hinritten, brachte Shelley das Gespräch wieder auf die beabsichtigte Rückkehr nach England.

Bedenken Sie, sagte er, was Sie Ihren Landsleuten geworden sind, und was diese Ihnen! Sie fliehen sie ja selbst in der Fremde! Ich weiß freilich, daß sich die Engländer Ihnen verhaßt gemacht haben; ich weiß, daß, als Sie auf der Villa Diodati wohnten, man Sie über den Genfer See herüber mit Fernröhren beobachtete und die abenteuerlichsten Geschichten von Ihnen erzählte; ich weiß, daß man in Venedig um jeden Preis Ihre Bekanntschaft zu machen suchte, um dann, darauf gestützt, die albernsten Fabeln über Sie in Umlauf zu bringen. Sie haben daraufhin jeden Verkehr mit Ihren Landsleuten abgebrochen, Sie nehmen keine Besuche zu Hause und keine Vorstellungen in der Gesellschaft an — und nun wollen Sie England zurückkehren!

Ich weiß das alles, lieber Shelley, allein ich bin auch meiner Tochter Ada eine Rücksicht schuldig und Lady Noël ist so schlimm nicht, als man sie gemacht hat. Sie hat etwas von einem Blaustrumpf, ist sehr anspruchsvoll und empfindsam, aber sonst eine vortreffliche Seele, und ich habe mich, außer vielleicht einmal im Affect, nie nachtheilig über sie geäußert. Ihre Mutter aber, die ist der wahre Drache, ein schändliches Weib, sie hat alles Unheil angestiftet. Sie haßt mich mit

Energie und Conſequenz. Ich ſpeiſte einmal mit Lady Noël bei ihren Eltern zu Mittag und biß mir an einem Faſanenflügel einen Zahn aus. Ich verzog das Geſicht vor Schmerz, meine Schwiegermutter fragte mich, ob ich mir wehe gethan habe, ich bejahte es und ſie verſetzte: Das freut mich! Ich ſchluckte aber meinen Zahn mit einem Stück Faſanenfleiſch hinunter, damit ſie wenigſtens nicht merken ſolle, ich ſei um einen Zahn älter geworden.

Sie waren jetzt, vom nördlichen Ende des Lido herabreitend, am ſüdlichen Ende bei Malamocca angekommen und wendeten die Pferde. Jetzt ritten ſie in ſtarkem Trab und ſchweigend einmal auf und nieder.

Sie würden, begann Byron, als ſie, wieder umkehrend, die Pferde in Schritt fallen ließen, Ihren Geiſt der Einſamkeit, Ihren Alaſtor, nicht geſchrieben haben, wenn unſere Landsleute Sie nicht gelehrt hätten, was Einſamkeit iſt!

Durch Leid wir lernen, was im Sang wir lehren, verſetzte der andere. Auch Ihr Leben ſpiegelt ſich in Ihren Werken.

Ein ſchlechtes Compliment!

Laſſen Sie ſich's nicht verdrießen, Gordon, und bekehren Sie ſich zu meiner Philoſophie, daß alles in

der Welt ist, wie es ist, und nicht, wie uns Narren und Gaukler zwingen möchten, es anzusehen.

Sie schauen blos, ohne zu fühlen!

Ich fühle auch, dann aber nicht für mich. Hören Sie, welcher Gedanke sich mir nach der neulichen Nachtfahrt bei Betrachtung des jetzigen Schicksals der Völker in die Feder gedrängt hat!

Byron hielt sein Pferd an und wandte sich nach seinem Freunde, welcher auf der Seite des Meeres dicht am Wasser hinritt. Ebenfalls still haltend und die rechte Hand erhebend, declamirte dieser mit seiner klangreichen Stimme:

Ernten muß man, was man sät,
Auf Gewalt Gewalt folgt stät,
Oder Schlimmres, doch betrüben
Muß es, daß Vernunft und Lieben
Nicht des Herrschers Wuth und nicht
Seines Sclaven Rache bricht.

In diesem Augenblick trat die sinkende Sonne unter einer Wolke über den Thürmen der Stadt hervor und warf einen rothen Glanz auf das bleiche Gesicht des Reiters, dessen Schatten weit in das schäumende, grüne Meer hinausfiel.

Byron reichte ihm vom Pferd die Hand herüber.

Sie sind der Rousseau Englands, sagte er; Sie sind ein Opfer Ihrer reinsten, besten Ueberzeugung, während ich zumeist nur die Folgen meines Tempera-

ments und meines Eigenwillens trage. Doch es wird spät, laſſen Sie uns nach unſerer Gondel ſehen.

Sie waren jetzt in langſamem Trab bis nahe an das Fort San Nicolo gelangt, als Byron ſeinem Freunde zurief: Schnell, ſchnell! Eilen Sie! und zugleich ſein Pferd in Galopp ſetzte.

Raſch flogen die beiden Roſſe dahin in gefährlichem Ritt über die Gräber und Steine des Kirchhofs von San Nicolo, welcher ſich hier ausdehnte. An der Gondel angelangt, wurden die Pferde einem wartenden Diener übergeben, der Lord ſprang ſchnell in die Gondel, zog, als Shelley ihm gefolgt war, die Vorhänge zu und ließ abſtoßen.

Nun, welchen Grund hatten Sie denn für ſolche Eile? fragte Shelley.

Das will ich Ihnen ſagen, verſetzte der Lord mit launigem Lächeln; ſahen Sie nicht auf dem gegenüberliegenden Landſtrich einige Leute ſehr ſchnell nach der Einfahrt hinlaufen?

Allerdings, und —

Und das waren Engländer, welche, wie ich von Tita hörte, ſchon lange einer Gelegenheit nachſtreben, mich einmal recht in der Nähe zu ſehen, um nachher ihren Klatſch über mich machen zu können. Deswegen hatten ſie ſich dort eingefunden. Den Spaß habe ich

ihnen aber verdorben, nicht wahr? Sie ſind zu ſpät gekommen.

Ja wohl, mit Gefahr unſerer Hälſe, abgeſehen von den koſtbaren Pferden. Ich bin in meinem Leben noch nicht über ein ſo gefährliches Terrain galoppirt.

Ich auch noch nicht, lachte der Lord, der über dies ſpaßhafte Abenteuer voll der beſten Laune geworden war; diesmal war es aber der Mühe werth. Ja, unſere Landsleute ſind kurioſe Chriſten. Auf dem vorjährigen Carneval traf ich, gleichgültig wo, mit Einem zuſammen, welcher mich nicht kannte und erzählte, er habe vor acht Tagen den famoſen Lord Byron in Neapel getroffen und ſei von ihm zu Tiſch geladen geweſen, aber nicht hingegangen, weil er nichts mit ihm zu thun haben wolle, denn es werde ihm ſchaden, wenn das in England bekannt würde. Ich zweifelte einen Augenblick, ob ich dem Pinſel nicht meine Piſtolen anbieten ſolle, unterließ es aber in dem Gedanken, daß er dann doch wirklich meine Bekanntſchaft gemacht haben würde.

Darüber, verſetzte Shelley lachend, fällt mir die Naivetät eines Italieners ein, mit welchem ich neulich im Apollotheater in einem radgebrochenen Franzöſiſch converſirte. Er gab ſich für einen großen Kenner und Liebhaber, wie ſeiner eigenen, ſo auch der engliſchen Literatur aus und äußerte namentlich große Bewunderung

für Sie. Als ich ihn fragte, was von Ihren Werken ihm am beſten gefalle, verſetzte er, das verlorene Paradies dürfte doch wohl das beſte von den Originalien ſein, während ihm von Ihren Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen das befreite Jeruſalem am meiſten zuſage.

Shelley ſah bei dieſen Worten zufällig zur Gondel hinaus und nach der Stadt hinüber.

Welch herrlicher Anblick! rief er aus.

Ein leichter Sturmregen war kurz vor Sonnenuntergang von Weſten über die Stadt heraufgezogen und ſtrich nun über die Lagunen, deren ſeichte und engumzirkte Wellen, nur leicht erregt, die Gondel ſchwach ſchaukelten. Bald verſchwand in dem nebelartigen Regen die Stadt ganz, bald ſchien ſie, die Thürme am Markusplatz, die ſtolzen Kuppen von St. Giorgio und della Salute und die düſtere Dogana am Abendhimmel ſcharf abgeſchnitten, wie aus einem Schleier märchenhaft dahinter hervor, ſo daß ſich Shelley des mehrfachen Rufes: „Herrlich! herrlich!“ nicht enthalten konnte, während Byron, welchem dies reizende Schauſpiel nicht ſo neu war, kälter blieb.

Im Augenblick, als die Gondel die Lagune ganz überſchritten hatte, hörte der Regen auf, und die Sonne blitzte, dicht über dem Waſſer ſtehend, noch einen vollen

Scheidegruß über den breiten Giudeccakanal herüber. Begeiſtert rief Shelley aus:

Die Sonn' entſteigt dem Meer, und gleicht
Der Freiheit, die auf Gedanken fleucht!

Allein die Sonne entſtieg dem Meer nicht, ſondern ſie verſank darin, und ein trübes Zwielicht breitete ſich über die Dogenſtadt.

Der Tag der Abreiſe war herangekommen, allein Niemand wollte recht daran glauben. Byron ſelbſt vermied es, davon zu ſprechen, er hatte bei Keinem ſeiner Bekannten Abſchiedsbeſuche gemacht und Tereſen ſeit dem vorerwähnten Ritt mit Shelley auf dem Lido nicht geſehen. In den uns bekannten geſelligen Kreiſen ſprach man wohl von einer Reiſe, welche der Lord beabſichtigte; allein man wußte, bei der Discretion ſeiner Freunde Shelley und Hoppner, der einzigen, denen er ſein Project mitgetheilt, nicht wohin? Dieſe letzteren waren jetzt bei ihm.

Von der Dienerſchaft ſchien Niemand rechte Freude an der Sache zu haben, am wenigſten Tita, welcher indeſſen ſeinem Herrn bis ans Ende der Welt gefolgt wäre. Die Vorbereitungen gingen ſchleppend vor ſich, es währte lange, bis das viele Gethier, welches der Lord mit ſich führte, eingefangen, eingeſperrt und die Palaſtſtufen hinabgetragen war, und am Ende wäre

wohl alles liegen geblieben, wenn nicht Einer alle Andern durch Bitten, Drohen und Befehlen angetrieben hätte. Es war dies ein bejahrter Mann mit einem ächt engliſchen Geſicht und, was ſich auf Deutſch nicht gut ausdrücken läßt „a very gentleman-like behaviour“, trotzdem aber doch nur der treue Kammerdiener des Lords, John Fletcher. Sein Begleiter auf den erſten jugendlichen Ausflügen nach Portugal, Spanien, Griechenland und Kleinaſien, war er ſeinem Herrn auch auf der zweiten, ernſteren Reiſe durch Belgien, das Rheinland und die Schweiz nach Italien gefolgt. Er war in einer gewiſſen Art ſein guter Genius, indem er, in allem ſeinem Thun und Denken den common sense des Engländers darſtellend, ſeinen Herrn von jeder kleinen oder großen Excentricität mit gleicher Aengſtlichkeit um die Wahrung des Anſtandes zurückzuhalten ſuchte. Vor allen Dingen lag er ihm aber damals um zwei Dinge an, um Ablegung des Schnurrbarts nämlich, an welchen ſich Fletcher, da der Lord „no military man“ ſei, unmöglich gewöhnen konnte, und um die Rückkehr aus dem verwünſchten Land Italien, in welchem er den Grund aller Uebel ſah. Gegen den Schnurrbart, welchen Byron ſeit ſeinem Aufenthalt in Venedig trug, hatten alle Erinnerungen des treuen Gefährten nichts vermocht; er hoffte aber jetzt, nachdem der zweite, wichtigere Punkt erreicht ſchien, jenen verhaßten Feind

um ſo ſicherer in England fallen zu ſehen; doch er ſollte ſich in beidem bitter getäuſcht finden.

Die Glocke ſchlug ein Uhr, und Byron ſchritt, von Shelley und Hoppner begleitet, die Treppe herunter, indem er zu Erſterem, welcher ihn nochmals von der Abreiſe abzumahnen ſuchte, ſagte: Ich habe Herrn Hoppner mein Wort gegeben, heute um ein Uhr abzureiſen, wenn alles fertig iſt; ich muß es halten. Fletcher, iſt alles fertig?

Ja wohl, Mylord!

Wo ſind meine Piſtolen?

Hier bringt ſie Jacopo die Treppe herunter.

Sind ſie geladen?

Pauſe.

Sind ſie geladen?

Fletcher bebte an allen Gliedern. Das hatte er, in ſeiner übertriebenen Sorgſamkeit für alles, rein vergeſſen.

Nei ... nein, Mylord! ſtotterte er.

Herr Hoppner, ſagte der Dichter mit einer Verbeugung gegen den Conſul, Sie ſehen, ich habe mein Wort gelöſt, es iſt nicht alles fertig! Bin ich meines Verſprechens entbunden?

Sie ſind es, Mylord, verſetzte der Gefragte.

Ausgepackt! rief Byron den Bedienten zu. Sieh zu, Fletcher, daß alles in der Ordnung geht!

Meine Herren! ich hoffe, Sie ſchenken dieſen Tag mir, nicht wahr? Erſt eine Spazierfahrt nach Chioggia, der Tag iſt ſo ſchön — wahres Reiſewetter, nicht wahr, Fletcher? — dann diniren wir! Tita, die Gondel! Fletcher, das Diner um ſieben Uhr für drei Perſonen!

Bei guter Laune konnte der Lord eine Liebenswürdigkeit entwickeln, welche auf ſeine Umgebung faſt berauſchend wirkte. Dies war auch heute bei der Spazierfahrt und mehr noch bei dem darauffolgenden Diner der Fall, bei welchem alle Betrübniß in dem aufwartenden Fletcher allein concentrirt ſchien.

Was wird der kleine Tom, rief Byron im Laufe des Geſprächs aus, für Augen machen, wenn er hört, daß es mit meinem Kommen nun doch wieder nichts iſt!

Warum nennen Sie Herrn Moore denn immer den kleinen Tom, Mylord? fragte Hoppner.

Das will ich Ihnen ſagen: Thomas Moore, der große iriſche Anakreon, war noch ſehr klein und jung, als er mit ſeinen, etwas ſtark nach dem Heidenthum ſchmeckenden Liedern ſeine literariſche Laufbahn begann. Er machte großes Aufſehen und wurde in London in alle Reunions des high life gezogen. Bei einer ſolchen ward ihm einſt die Ehre, gegen den Schluß des Diners die Damen upstairs geleiten zu dürfen. Ein anweſen-

der Franzoſe, welcher ihn wahrſcheinlich um dieſe Ehre und ſeine ſonſtigen Auszeichnungen beneidete, rief aus: Voilà le petit bon homme qui s'en va! Dieſer petit bon homme hat Glück gemacht, er iſt an ihm hängen geblieben, und Moore pflegte ſich ſelbſt Thomas Little zu nennen, welchen Namen er auch einer Ausgabe ſeiner Gedichte beiſetzte. Irre ich nicht, ſo gab er ſich auf jenem Titelblatt auch gar für todt aus, was in dem grünen Erin ein oſſianiſches Heulen und Wehklagen veranlaßte.

Ja, er iſt ein Schalk, meinte Shelley, weiß ſich aber immer ſo zu geberden, daß ſich der engliſche Zopfphiliſter ganz gut mit ihm verträgt, während wir beide ſchon lange die bugbears geworden ſind, mit welchen er an ſeinen langweiligen Sonntagen zum Zeitvertreib ſeine Kinder erſchreckt.

Nein, ſagte Byron, er hat wirklich ſein Theil common sense, er iſt Fletcher ins Poetiſche überſetzt, — Fletcher! wenn Thomas Moore jetzt bald auf Beſuch zu mir kommt, wird er dich ohne Zweifel mit einer der ungeladenen Piſtolen erſchießen! — allein er hilft ſich mit ſeinem iriſchen Leichtſinn oft genug darüber hinaus. Sie, Percy! oder ich, hätten eins ſeiner Liebes- oder Trinklieder ſchreiben ſollen, was würden ſie uns in Edinburgh oder bei Blackwood für eine Zeche gemacht haben! — aber wirklich, ich kann nicht anders, ich muß

einen Trinkſpruch auf ihn ausbringen, der mir eben in den Sinn kommt und den ich an die Spitze meines nächſten Briefes an ihn ſtellen werde.

Der Dichter erhob ſich, mit dem friſchgefüllten Glas in der Hand, und begann:

Was wohl vollbringſt du nun?
O Thomas Moore!
Was wohl vollbringſt du nun?
O Thomas Moore!
Buhlſt oder ſingſt du nun?
Girrſt oder klingſt du nun?
Frei'ſt oder trinkſt du nun?
O Thomas Moore!

Er leerte ſein Glas und fuhr dann, den Abweſenden apoſtrophirend, fort: Du mußt mich entſchuldigen, theurer Thomas, daß ich nicht zu dir komme in unſer nebliges gin and water-volles merry old England, allein der Carneval kommt in Venedig, und ich muß hier bleiben:

Jetzt kommt der Carneval,
O Thomas Moore!
Jetzt kommt der Carneval,
O Thomas Moore!
Mit Tanz und Maskeraden,
Muſik und Serenaden
Und allen luſt'gen Thaten,
O Thomas Moore!

Shelley und Hoppner klatſchten der Improviſation Beifall.

Nun, ſagte der Conſul, indem Fletcher ſein Glas füllte und er aufſtand; laſſen Sie auch mich für Jemand in der Heimath trinken! — Ihre Frau, Mylord! Lady Noël!

Aus vollem Herzen! rief der Dichter. Beſonders, ſetzte er mit Humor hinzu, da wir heute das Feſt meines Hierbleibens feiern. Sind wir nicht im Januar? ja doch! der Januar iſt mein Unglücksmonat! Im Januar bin ich geboren, im Januar habe ich geheirathet, im Januar ging meine Frau von mir. Ich will Ihnen doch etwas zeigen, meine Herren!

Er ging in das anſtoßende Zimmer, welches ſeine Bibliothek enthielt, und kehrte gleich darauf mit einem Schriftſtück in der Hand zurück.

Sehen Sie her, dies iſt meine Scheidungsurkunde, ausgeſtellt im April 1816!

Shelley nahm das Papier und las folgenden Vers ab, welcher unter dem Datum der Heirath und dem der Scheidung, gerade ein Jahr ſpäter, von des Dichters Hand geſchrieben ſtand:

Vor einem Jahr ſchwor ſie mir zu, die Holde,
Daß ſie mich ewig lieben, ehren wollte.
So war der Schwur, den that ſie mir,
Und was er werth iſt, das ſteht hier!

Und gleich darunter folgte, ebenfalls unter dem Datum der Scheidung, der Vers:

Das Schlimmſte kam in dieſen Jahren
Für dich und mich herbei:
Zwei Jahre ſind's, daß eins wir waren,
Und eines, ſeit wir zwei.

Glaubten Sie denn wirklich, nahm Shelley das Wort, daß eine Ausſöhnung mit Lady Byron möglich ſei?

Gewiß! da alles nur auf einem Mißverſtändniß und den Machinationen des alten Dämon beruhte. Hören Sie, wie es zuging! Kurz nach meiner Verheirathung, bei welcher ſich ſchon mehre ſchlimme Omina gezeigt hatten, kam ich in dringende Geldverlegenheiten, man exequirte mich, die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe wurden uns pfandweiſe entführt, und daß dies für eine junge, in den angenehmſten Verhältniſſen erzogene Frau nicht geeignet iſt, eine freudige Stimmung hervorzurufen, werden Sie begreifen. Lady Noël hat aber einen ſchönen Charakter und Richardſon'ſche Sentiments die Menge, und ſo wußte ſie alles mit dem nöthigen Anſtand zu ertragen, nur erwartete ſie, freilich vergeblich, daß ich zuweilen die Rolle eines betrübten Familienvaters ſpielen würde. Statt deſſen wurde ich aber entweder wüthend, ſchlug dann gewöhnlich eins der wenigen, noch übriggebliebenen Hausgeräthe entzwei und ſchloß mich ein, oder ich lachte und machte in tollem Humor allerlei Streiche, über welche ſie dann zu weinen pflegte.

Hoppner ſtieß einen Seufzer aus.

Ja, hier war die Schuld auf meiner Seite, allein grade das that nichts. Dagegen folgendes that: Sie wiſſen doch, daß ich damals viel mit dem Drurylane-theater beſchäftigt war, Prologe ſchrieb, Stücke einſtudiren ließ und dergleichen. Das war der Lady Noël nicht recht, ſie hatte eine angeborne Abneigung gegen alles Komödianten- und Schnurrantenweſen, obwohl ich ihr oft vorſtellte, daß ſchon unſere jungfräuliche Königin Beß den Umgang mit denſelben durch ihr hohes Beiſpiel geheiligt habe. Frauen durch Gründe überzeugen wollen, heißt, wie Sie wiſſen, meine Herren, das Meer ſalzen. Entweder ſie wollen oder ſie wollen nicht, Baſta! Sie wollte eben nicht, und als mir nun gar die Schauſpielerinnen, weil ich etwas zu ſagen hatte, nach und ins Haus liefen, gab's alle Tage Scenen aus der Widerſpänſtigen. Ich behauptete, es gehöre zur Sache, ſie, es ſei Liebhaberei, wir wurden nicht einig. Eines Vormittags nun war eine der Heldinnen unſerer Bühne ziemlich lange bei mir, um ſich meine Anſicht über eine neue Rolle zu erholen, die ich ihr natürlich mit Vergnügen mittheilte. Lady Noël war mit ſolchen Vorgängen nicht ſehr zufrieden. Als die Dame weggehen ſollte, regnete es, und ich wollte meinen Wagen für ſie vorfahren laſſen. Dieſen hatte nun gerade an dieſem Morgen das Geſchick ſo vieler anderer Theile meines

Mobiliarvermögens betroffen, und so rief ich denn nach dem Wagen meiner Frau. Letztere aber gibt dem Bedienten, so daß man es in meinem Zimmer hören konnte, den ausdrücklichen Befehl, ihr Wagen bleibe in der Remise!

Und so ließen Sie die Schauspielerin im Regen nach Hause gehen!

Bewahre! Ich sagte: Dann wird Mistreſs S. ganz einfach bei uns bleiben, und da es gerade Zeit zum Diner war, so gab ich ihr den Arm und führte sie in das Speisezimmer hinüber. Lady Noël aber, welche sich dort befand, ging sogleich ohne Gruß und in hohem Affect aus der Thüre, welche sie mit Macht hinter sich zuschlug, und so war ich denn genöthigt, mit der Schauspielerin allein zu speisen. Auf welche Weise sie endlich fortgekommen ist, weiß ich in der That nicht mehr, allein wie ich nachher in tiefen Gedanken an dem Kamin stehe, kommt Lady Noël zu mir und fragt mich: — wie ich später hörte — Byron, bin ich dir im Wege? Ich, wie immer heftig, wenn ich aus meinen Gedanken gerissen werde, rufe, ohne zu wissen, was ich sage: Ja, ganz verdammt! Sie geht sogleich aus dem Zimmer, bald darauf höre ich einen Wagen wegfahren, und seit der Zeit habe ich sie nicht wieder gesehen; sie war zu ihren Eltern zurückgekehrt.

Und dies war der Grund der Scheidung?

Nicht ſo ganz, es war noch mehr dabei, mein Geldmangel, und — und noch etwas, wovon ich hier nicht reden werde. Genug, es war ſchändlich!

Und wird man den Grund nicht erfahren?

Man wird! Ich bin damit beſchäftigt, meine Memoiren zu ſchreiben, welche alle Aufſchlüſſe über die bis jetzt unbekannten Details meines Lebens enthalten ſollen. Ich werde ſie einem meiner Freunde übergeben mit der Beſtimmung, ſie erſt nach meinem Tode zu veröffentlichen. Dann aber, dann wird man klar ſehen in der Sache!

Sagte man damals nicht, fragte Hoppner ſchüchtern, Sie ſeien mit Waffen auf Ihre Gemahlin losgegangen?

Allerdings ſagte man das, allein ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß es eine infame Lüge iſt. Wenn ich in großen Zorn gerathe, was damals oft der Fall war, pflege ich das erſte Beſte, was ich bei der Hand habe, zu zerbrechen, z. B. eine Flaſche in einen Spiegel zu werfen, und ſo gerieth ich auch einmal bei Tiſch in Wuth, griff nach einer meiner Terzerolen und ſchoß damit in einen großen Lüſtre, der an der Decke hing. Lady Noël wurde vor Schrecken ohnmächtig, das war alles.

Hoppner ſchüttelte immer noch bedenklich den Kopf.

Genug davon, meine Herren! rief der Lord. Wo

bleibt Ihr Toaſt, Percy? Beim Champagner müſſen Sie ihn ausbringen, der leicht und frei wie Ihre Poeſie emporſteigt.

Mein Toaſt, erwiderte Shelley ernſt, kann der Erheiterung durch den Champagner bedürfen, aber ſeine Worte mögen nicht ſo verfliegen wie der Schaum dieſes Glaſes! Mein Toaſt gilt: einem glücklichen Wiederſehen!

Percy! was iſt das? rief Byron aufſtehend. Sie wollen doch nicht abreiſen, jetzt da ich bleibe und Sie erſt recht haben kann!

Ich werde wohl müſſen, verſetzte Shelley, einen Brief vorzeigend, um Mary rechtzeitig in Livorno zu empfangen. Sie iſt ſchon auf der Reiſe.

Dann müſſen Sie freilich gehen! Ich hatte nicht gedacht, daß uns der heutige vergnügte Tag noch die Kunde einer ſo ſchmerzlichen Trennung bringen würde. Dieſen Toaſt konnten Sie freilich nicht in Reime bringen. Aber um eins bittè ich Sie, Percy, ſchenken Sie uns beim Champagner eins Ihrer liebenswürdigen, leichten Liebeslieder, deren ſie gewiß mehrere in Vorrath haben. Ich habe Sie in den letzten Tagen thätig geſehen.

Shelley ließ ſich nicht lange bitten, ſondern erhob ſich und ſprach: Da Sie mich immer einen Philoſophen zu nennen belieben, Byron, ſo will ich Ihnen jetzt

ein dem Anakreon nachgeahmtes Gedicht geben, welches ich Liebesphiloſophie genannt habe.

Die Quelle miſcht ſich mit dem Fluß,
Der Fluß ſich mit dem Meer,
Die Winde gehn in ew'gem Guß
Froh durcheinander her.

Nichts iſt auf dieſer Welt allein,
Ein göttlich Wort gibt hier
Das Eine ſtets ins Andre ein;
Warum nicht dich zu mir?

Den Himmel küßt der Berge Spitze,
Stets miſchen ſich die Wogen,
Die Blume fühlt auf ihrem Sitze
Zur Schweſter ſich gezogen.

Die Erde küßt der Sonnenſtrahl,
Das Meer küßt Luna's Licht —
Allein was wär' dies Küſſen all,
Umarmteſt du mich nicht?

Mary wird ſich freuen, lächelte Byron, und der kleine Tom wird neidiſch werden, wenn er die nächſte Ausgabe Ihrer Gedichte ſieht.

Ich habe Ihre Bitte erfüllt, ſagte Shelley, erfüllen Sie mir nun auch eine, welche ich Ihnen vorbringen werde!

Jede! rief Byron.

Es handelt ſich nur um ein Verſprechen. Ich weiß, mit Beſtimmtheit weiß ich es, daß ich vor Ihnen ſterben werde. Mein Leib ſoll aber nicht kalt und todt in

der Erde liegen, ſondern jedem Theile der Natur die Stoffe wiedergeben, die er ihnen entliehen hat, und darum bitte ich Sie, Gordon, verſprechen Sie mir, daß Sie, iſt es Ihnen möglich, meine Leiche verbrennen wollen!

Percy! was fällt Ihnen ein? Sie, ein Jüngling in der Blüthe ſeiner Kraft, ich ein Mann, der mit dreiunddreißig abgelebt und alt iſt! Sie werden mich begraben helfen!

Wollen Sie mir das Verſprechen leiſten? wollen Sie?

Ich verſpreche es Ihnen!

Herr Hoppner iſt Zeuge, daß ich den Wunſch geäußert und Sie ſeine Erfüllung zugeſagt haben. Und noch etwas: Meine Aſche füllen Sie in eine Vaſe und ſetzen Sie dieſelbe in der ewigen Stadt bei, in der Heimath Ihres und meines Herzens!

V.

Am folgenden Tag war durch das Gerede der Dienerschaft die beabsichtigte Abreise des Lords und ihre Verhinderung in ganz Venedig bekannt und erregte in den Kreisen, in welchen sich der Dichter bewegte, nicht geringe Verwunderung. Man begriff nicht, daß der Cavalier der jungen, schönen Gräfin ohne eine herzbrechende und halb öffentliche Abschiedsscene habe abreisen wollen; seine Freunde aber zogen daraus den Schluß, er müsse demnach doch in England nicht, wie fast allgemein versichert wurde, mit drei Frauen zugleich verheirathet und deßhalb gerichtlich verfolgt sein.

Das alles beweist soviel als gar nichts, rief seine offne Feindin in einer Abendgesellschaft der Signora Benzoni einer derartigen Behauptung entgegen; ich sehe darin bloß eine Komödie, die er hat aufführen wollen, um sich weiß zu brennen; es war nie seine Absicht, nach England zurückzukehren. Es ist bald Carneval, er hat eine Faschingsposse gemacht und lacht jetzt die Vene-

tianer aus, daß ſie ſich in den April haben ſchicken laſſen!

Sie hören doch, wandte die Benzoni ein, daß er Herrn Hoppner ſein Wort gegeben hatte, abzureiſen.

Wenn nichts in den Weg komme! Iſt das was in den Weg gekommen, wenn ein paar Piſtolen zufällig nicht geladen ſind?

Das iſt nichts, durchaus nichts, bekräftigte die Baronin Ruſponi.

Die Thür öffnete ſich und Graf Guiccioli trat ein. An andern Orten wäre dies wohl ein Grund geweſen, die Unterhaltung zu wechſeln, hier nicht.

Ah! Graf Guiccioli! rief die Herrin des Hauſes. Willkommen! Setzen Sie ſich zu uns und entfliehen Sie uns nicht wie gewöhnlich an Ihren Spieltiſch! Es war eben die Rede von der beabſichtigten Abreiſe Mylords nach England, Ihre Frau Gemahlin wird ja darüber das Beſte wiſſen! Wo iſt ſie denn?

Ich habe ſie bei der Gräfin Albrizzi gelaſſen.

Schade! rief die Baronin, dort wird ſie Mylord nicht treffen können!

Der Graf zuckte die Achſeln.

Und wiſſen Sie nichts Genaues über dieſe Abreiſe? fragte Jemand.

Nicht das Geringſte. Ich habe den Lord ſeitdem nicht geſehen.

Der Graf ſchielte nach dem anſtoßenden Salon, nach den Spieltiſchen.

Er ſtand auf und betrachtete die Kupferſtiche an den Wänden, und näherte ſich dabei unvermerkt dem Ausgange des Saales.

Sehen Sie, meine Damen, flüſterte die Baronin, wie der alte Geizhals nach den Spieltiſchen lavirt! So reich er iſt, ſo will er ſich doch jeden Abend noch um einige Kronen reicher machen. Und es gibt Leute, welche ſagen, er ſpiele cattiv.

Die ſeit dem Eintritte des Grafen ſchweigſame Signora Mammoni hatte ſich während dieſer letzten Worte erhoben, war dem Grafen langſam gefolgt und faßte ihn an der Saalthüre unterm Arm.

Lieber Graf, ſagte ſie, wir haben ſchon öfter gleichartig gedacht und in Gemeinſchaft gehandelt und können es uns am Ende gönnen, ein Viertelſtündchen mit einander zu verplaudern, da ich ihnen manches zu ſagen hätte, — vorausgeſetzt, daß Sie nichts beſſeres zu thun haben.

Durchaus nicht! gar nicht! ſehr erfreut! verſetzte der Graf, kommen Sie hierher, meine theuerſte Signora . . . Setzen wir uns in dieſe Niſche!

Sie ſcherzten wohl, Signor Conte, begann die Dame, als Sie ſagten, das Nähere über Mylords Reiſe ſei Ihnen unbekannt; oder wollten es vor der

Geſellſchaft nicht ſagen? Aber mir, einer langjährigen Freundin, werden Sie es doch nicht vorenthalten.

Ich muß meine Verſicherung wiederholen, verſetzte der Graf betroffen, daß ich nicht mehr davon weiß als Jedermann.

Unmöglich, Sie ſtehen ja zu Mylord in ſo nahem Verhältniß.

Ich habe ihn ſeit mehren Tagen nicht geſehen.

Aber die Gräfin hat ihn, und Sie haben die Gräfin geſehen.

Vom erſteren weiß ich nichts.

Alſo macht Ihnen Tereſa ein Geheimniß aus ihren Zuſammenkünften! O, das iſt abſcheulich, unerhört, dem würdigſten, nachſichtigſten Gatten gegenüber!

Der Graf fuhr auf.

Signora, ſagte er, Verhältniſſe, die ich dulden will, ſind meine Sache.

In der That! Allein Sie haben doch das Recht, von dem unterrichtet zu ſein, was in Ihrem Hauſe vorgeht. Der Lord, als Cavalier der Gräfin, gehört zu Ihrem Hauſe. Was muß man von Ihnen denken, wenn Sie ſelbſt in Geſellſchaft erklären, daß Sie von ſeinen Schritten nichts wiſſen! Iſt er vielleicht die Gräfin ſchon müde?

Ich glaube kaum. Man muß ihm etwas nach-

ſehen, er iſt ein Dichter und ein Fremder, der die Sitten des Landes nicht ſo genau kennt.

In den Unſitten des Landes hat er Erfahrung genug gehabt, murmelte die Dame für ſich und fuhr laut fort: Wenn er die Sitten des Landes benutzen will, muß er ſie kennen! Ein Fremder, ja ein Fremder! Haben Sie das noch nicht bedacht? Hätte ſich unter den Söhnen unſeres Landes kein würdiger Cavalier für die Gräfin gefunden? Ein Fremder! O dieſe Fremden! Sie ſind das Unglück des ſchönen Italien! Sie haben den Garten der Welt verwüſtet! Sie haben den Scepter aus der Hand- und die Krone vom Haupt der ewigen Roma, den Dreizack aus den Klauen unſeres Flügellöwen geriſſen! Sie kommen jetzt, und rauben auch die ſchönſten Güter aus dem Schooß unſeres Lebens!

Woher auf einmal ſo patriotiſch, Signora?

Und nur ein Fremder? Auch ein Ketzer, ein Feind unſeres heiligen Glaubens, ein Sohn unſeres Erbfeindes, des mit dem ewigen Bann des heiligen Vaters belegten England, welches unſern Glauben heute noch mit Feuer und Schwert verfolgt! Haben Sie vergeſſen, Herr Graf, an das Seelenheil Ihrer Gemahlin, an Ihr eigenes zu denken?

Woher auf einmal ſo religiös, Signora?

Spotten Sie nur! Man ſpottet auch über Sie.

O, wenn Sie wüßten, von Wem und wie über Sie gespottet wird. — Ihr — Freund, wie Sie ihn nennen, verglich Sie neulich mit dem alten, geköpften Dogen Marino Faliero, der bei seiner jungen Frau die Großvaterrolle gespielt habe. Er werde das in lustige Verse bringen und auf dem englischen Pagliassotheater in London aufführen lassen!

Dieses Argument wirkte. Der Graf wurde zornroth.

Nach einer Pause fragte die Signora: Und was werden Sie thun?

Nichts! versetzte der Graf.

Ja so! ich vergaß. Mylord schießt mit der Pistole einen Vogel im Flug herunter, und — und da er auch gut mit dem Säbel umzugehen weiß, so werden Sie ihm auch darin nicht gewachsen sein! Was endlich die Banditen angeht, so ist ihm da gar nicht beizukommen, denn er hat sie alle selbst in seinem Sold. Graf Guiccioli würde sich auf diesem Wege selbst erdolchen. Sie kennen ja den bärtigen Tita! Ich habe einige der gräßlichen Mordgeschichten dieses Dichters gelesen, und darin sieht ihm der Haupttodtschläger immer ganz abgemalt ähnlich. Aber er ist ein Mann, und Graf Guiccioli ist —

Auch ein Mann!

Aber ein alter. Was wollen Sie thun?

Wie ich Ihnen sagte, nichts.

Und wenn Sie ganz einfach abreisten?

Das werde ich thun. Ich kann mich hier nicht der Gefahr aussetzen, ermordet zu werden.

Vortrefflich, ich verstehe! Sie gehen auf eines Ihrer Güter in der Romagna — der Lord wird folgen wie der Magnet dem Eisen — dann ist er in Ihrer Straße —

Die Lächerlichkeit in Venedig ist dann wenigstens vermieden, setzte der Graf ruhig hinzu, ich habe das Meinige gethan, um den Unwillen des heiligen Vaters über den Fremden und Ketzer in meinem Hause abzuwenden, mein Gewissen ist beruhigt. Will er folgen, so kann ich ihn nicht daran verhindern — wollen Sie mir jetzt erlauben, meine Parthie zu machen?

Die Signora nahm den Arm des Grafen, um sich zu den andern Damen zurückführen zu lassen, und dieser wandte sich dann zu den Spielern.

VI.

Unter der Thüre der Signora Benzoni ſtieß Byron einige Stunden ſpäter auf den Grafen Guiccioli.

Schon ſo früh zum Aufbruch, Herr Graf?

Leider, mein theurer Lord, muß ich von einem Spiel aufſtehen, in welchem mich das größte Glück begleitete. Allein die Pflicht ruft. Die Gräfin iſt bei der Albrizzi, und da man Sie dort nicht erwarten kann, ſo muß ich ſelbſt nach ihr gehen.

Ich bedaure lebhaft!

Schade! und noch mehr Schade, daß Sie mit Teresa nicht mehr lange die engliſchen Leſeſtunden werden fortſetzen können! Sie fand ſoviel Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften, und Sie ſind ſolch ein Kenner in Kunſt und Literatur.

Ich bitte, Herr Graf, beſchämen Sie mich nicht. Wer ſelbſt ſchafft, kann keinen Anſpruch auf den Namen eines Kritikers machen.

Ja Schade, in der That Schade!

Aber warum eine Unterbrechung?

Weil ich heute Briefe erhalten habe, wonach unſere Anweſenheit auf meinen romagneſiſchen Landgütern dringend nöthig iſt. Demnach werden wir in den nächſten Tagen von Venedig abreiſen müſſen, mein theuerſter Freund!

Abreiſen und noch vor Beginn des Carneval, des weltberühmten Venetianiſchen Carneval, wegen deſſen Sie und die Gräfin Tereſa eigentlich hierher gekommen ſind!

Leider ja, und ich darf es nicht einmal wagen, Sie durch eine Einladung zum Beſuch bei uns dieſem vielgerühmten, von Ihnen ſo geliebten Carneval entreißen zu wollen, abgeſehen davon, daß es eine Unſchicklichkeit ſein würde, einen ſo ausgezeichneten Gaſt im Winter aufs Land zu bitten.

Sehr gütig, aber . . . aber könnte denn die Gräfin nicht hier bleiben?

Gewiß! allerdings! wenn ſie nur wollte! Allein ihre Anhänglichkeit an ihren väterlichen Freund, wie ſie mich liebenswürdiger Weiſe nennt, iſt ſo groß, daß ſie ſich unter keiner Bedingung von mir trennen will. Das arme Kind! Ich hätte ihr ſo gern das Vergnügen gegönnt!

Und wann reiſen Sie?

Noch dieſe Woche; wir ſehen Sie doch vorher noch?

Ganz Gewiß. Gute Nacht, Herr Graf!

Gute Nacht!

Byron blieb nicht lange in der Gesellschaft. Er war in „one of his silent rages“. Wären Champagnerflaschen da gewesen, so hätte er wahrscheinlich eine solche in den Spiegel geworfen; so aber befand er sich nur in einem Kreis von Damen, welche er gerade mit den Köpfen hätte unter einander zusammenstoßen müssen, wozu er, wie er gegen Hoppner äußerte, nicht wenig Lust empfand. Er antwortete auf alle Fragen, besonders auf die über seine Abreise, in einer verkehrten, abgebrochenen und zerstreuten Weise, so daß sich ein noch größeres Dunkel auf diese mysteriöse Geschichte lagerte.

Vor dem Rückweg nach Hause ließ der Lord Tita ein Stück in die Lagunen hinausfahren, so daß es ziemlich spät war, als er im Quartier San Polo, wo der Palast Mocenigo sich befand, anlangte. Eigentlich führten vier, von der berühmten alten venetianischen Familie Mocenigo erbaute Paläste, welche neben einander lagen, diesen Namen, und Byron hatte nur einen, den jüngsten derselben inne.

Dieser stand dicht am großen Kanal und war in einem etwas verdorbenen Renaissancestyl von 1579 ab erbaut worden. Das Aeußere wurde, sogleich nach der Erbauung, von Cagliari mit Frescobildern, deren Stoff

der römiſchen Geſchichte entnommen, geſchmückt; das Innere hatte Tintoretto mit den eigenen Thaten der Mocenigo ausgemalt, wozu die Geſchichte dieſes berühmten Hauſes Anlaß genug bot. Dort ſah man, wie der Ahnherr des Hauſes, Pietro, der Zeitgenoß Scanderbegs, den in Scutari von den Türken belagerten und ſchwer bedrängten Antonio Loredano entſetzte; man ſah die Thaten des Thomas, Domenico, Luigi Mocenigo, welche in der Blüthezeit der ſtolzen Seeſtadt als Dogen an ihrer Spitze geſtanden hatten; man ſah das Bild des hochherzigen Giovanni Mocenigo, deſſen Denkmal in dem venetianiſchen Pantheon, der großen Dominikanerkirche St. Johann und Paul, errichtet ſteht, und von dem man in den Cabinetten der Münzraritätenkrämer eine Münze mit dem Spruch antreffen kann: Beata respublica quae a sapientibus gubernatur. Aber der Glanz aller dieſer Herrlichkeiten war im Laufe der Zeit etwas verblichen; von den äußeren Fresken war nicht mehr viel zu ſehen; der Stein, aus welchem der Palaſt beſtand, war gedunkelt; unheimlich grau blickten ſeine Thür- und Fenſterbogen den Beſchauer an, welcher nicht ahnen mochte, mit welch behaglichem Comfort der Lord ſich in der Zimmerflucht des erſten Stockwerks eingerichtet hatte.

Die zwei älteſten Paläſte ſtanden etwas weiter vom Waſſer zurück, der erſte in lombardiſchem, der zweite

in toskaniſchem Styl, beide aus iſtriſchem Marmor erbaut, ganz unbewohnt und ſehr verfallen. Der dritte, der ältere Zwillingsbruder des von Byron bewohnten Palaſtes, rückte wieder an den Kanal hin, ſo daß dieſe beiden nur durch einen breiten, aufgepflaſterten Raum getrennt waren. Ein Spiel des Zufalls hatte es gewollt, daß unter den vielen leerſtehenden Prachtgebäuden Venedigs grade dieſes letztere von dem Grafen Guiccioli während ſeines dortigen Aufenthaltes gewählt und gemiethet worden war.

Als der Lord aus ſeiner Gondel ſtieg, hieß er Tita ſich entfernen und zur Ruhe begeben; er ſelbſt trat auf den freien Platz zwiſchen den beiden Paläſten.

Es war kein Mondſchein, die venetianiſche Straßenbeleuchtung war längſt erloſchen, aber von einem reinen Himmel herab warfen die Sterne ein Licht, welches das einmal an die Dunkelheit gewöhnte Auge alle ſcharf umriſſenen Gegenſtände erkennen ließ. Der Lord ging einige Zeit lang ſchweigend und in tiefen Gedanken auf dem Platz auf und ab, ſich unwillkürlich dem Palaſt, welchen der Graf bewohnte, mehr und mehr nähernd.

Eine dunkle Arkadengallerie lief unter den beiden Gebäuden hin und verband ſie, quer über den Platz ziehend. An Guiccioli's Palaſt ſchloß ſich, etwas mehr erhaben, eine Terraſſe an, welche mit Hülfe des Bogengangs ohne große Schwierigkeit zu erſteigen war. Ueber

der Terraſſe ſchimmerte ein Licht aus einem der hohen Bogenfenſter.

Wenn ich hier hinaufſteige, überlegte der Lord, kann ich Tereſen möglicherweiſe ſehen oder gar ſprechen! — Ob dabei Gefahr für ihn ſei, ob er ſie compromittiren könne, daran dachte er überhaupt nicht. Sein linker Fuß ſtand bereits auf einem, an die vorderſte Säule gelehnten Prellſteine, die linke Hand hatte die Schnecke des joniſchen Capitäls erfaßt und, um an dem Geſims die Laſt des Körpers nachzuziehen, hatte er den rechten Arm darnach erhoben, als er ſich plötzlich daran ergriffen und herabgezogen fühlte. Im nächſten Augenblick blitzte etwas vor ſeinen Augen, er ſtreckte die linke Hand zur Abwehr vor, grade noch rechtzeitig, um einen Meſſerſtoß aufzuhalten, der nach ſeiner Bruſt geführt wurde. Kein Ton war gehört worden, lautlos ſtanden, Arm an Arm gefaßt, Aug' in Auge, die beiden Gegner einen Augenblick einander gegenüber. Da ließ der Angreifer ſein Meſſer fallen und ſuchte ſich, zur Flucht gewandt, loszuringen. Der Lord ließ ihn ſogleich fahren, jener aber trat nur drei Schritte zurück, während welcher Bewegung er ein Piſtol gezogen hatte, mit welchem er nach ſeinem Feinde zielte.

Im nächſten Augenblick ſank er lautlos zu Boden, und eine neue Geſtalt ſtand zwiſchen dem Gefallenen und dem Dichter. Es war Tita. Er pflegte ſeinen

Herrn, wenn ihn dieſer auch fortſchickte, doch außer dem Hauſe nie allein zu laſſen, und war ihm auch diesmal gefolgt.

Jetzt hob er den Gefallenen auf und trug ihn an den Kanal, rollte dort einen großen Stein in dessen Mantel, das Waſſer klatſchte leicht auf, dann war alles ſtill. Gleich darauf ſtand der Gondolier wieder bei ſeinem Herrn, welcher in den Bogengang zurückgetreten war.

Biſt du es, Tita?

Si, Signore!

Was war das!

Ein Bandit, den ich kalt machte!

Ich danke dir!

O Signore!

Warum hat denn der Schurke nicht von hinten zugeſtoßen? da hätte er ja nicht fehlen können!

Doch nicht, Signore, verſetzte der Gondolier, denn dann hätte ich ihn drei Minuten früher kalt gemacht.

Und wie wußteſt du, daß er es nicht thun werde?

Ich kenne meine Leute, verſetzte Tita, mit einemmal geſprächig geworden; Pietro iſt ein braver Burſche, er fällt nicht von hinten an. Schade um ihn, daß er todt iſt, recht Schade!

Alſo du kannteſt ihn?

Verſteht ſich! recht gut und ſchon lange. Er hätte

mein Meſſer auch nicht geſchmeckt, wenn es nicht die äußerſte Noth geweſen wäre. Der Herr hat es ſo gewollt. Ich werde einige Meſſen leſen laſſen und täglich drei Avemaria für ihn beten.

Vielleicht hat auch der Graf einen Stoß von vorn beſonders verlangt, ſetzte der Gondolier nachdenklich hinzu.

Der Graf? welcher Graf?

Nun, Pietro's Herr, der romagneſiſche Graf hier in dem Hauſe; Pietro iſt aus der Romagna, er hat dem Guiccioli ſchon manchen Dienſt geleiſtet, aber wie er ſagte, zahlt er ſchlecht, der reiche Graukopf, es ſei mit ihm ein Hundeleben, meinte Pietro. Er wird ſich nun nach einem andern umſehn müſſen. Weiß der Teufel, wie er auf einmal hergekommen iſt, ich hatte ihn lange nicht geſehn. Der Graf muß ihn gerade für unvorhergeſehene Fälle mitgebracht und verſteckt gehalten haben.

Der Graf? der Graf?

Si, Signore! Si, Signore!

Es iſt gut, Tita! Geh' jetzt!

Si, Signore!

Der Gondolier verſchwand in dem Bogengang, und der Lord machte ſich wieder an das Erſteigen der Terraſſe, mit beſſerem Erfolg als das erſtemal.

Jetzt ſtand er oben und ſchaute um ſich. Lautloſe

Stille rings. Die Umrißlinien der nächsten Paläste, die Thürme und Kuppeln der Kirchen schnitten sich schwarz und scharf gegen den tiefblauen Nachthimmel ab. Fern, ganz fern und schwach tönte das Rauschen der an den Lido brandenden Adria über die Lagune herüber.

Der Dichter trat an den Rand der Terrasse, sah auf den Kanal hinunter, und eine Träumerei beschlich ihn, die, wenn ununterbrochen, ihn bis zum Morgen gefesselt hätte. Der einsame Schrei eines Nachtvogels aber störte ihn noch rechtzeitig auf und er näherte sich dem erleuchteten Fenster.

Durch eine Vorhangspalte sah er die Gräfin ganz angekleidet auf einem Divan sitzen, den Kopf in die Hand gestützt. Sie war sehr blaß, die reichen blonden Locken fielen haltungslos um das Gesicht herunter. Wie sie so regungslos da saß, hätte man sie für ein bekleidetes Marmorbild, wie die heilige Rosalie in ihrer Grotte bei Palermo, halten können. Der Dichter wagte keine Bewegung, um sie nicht aufzustören. Er hatte nur Augen und war jetzt mehr Künstler als Liebender.

Nach einer Weile stand sie auf und ging hin und her. Es schien ihr zu warm im Zimmer, sie trat ans Fenster und öffnete es; der Dichter war in den Schatten eines Pfeilers zurückgeglitten.

Plötzlich öffnete sich eine Thür dicht neben ihm. Die

Gräfin trat heraus auf die Terraſſe. Sie wollte aufſchreien und zurückfliehen, als ſie plötzlich einen Mann dicht vor ſich ſah.

Tereſa! ſagte eine bekannte Stimme.

Sie wich nicht zurück, ſondern trat vor. Sie wiſſen alſo, daß ich abreiſen muß? ſagte ſie, indem er ihre Hände erfaßte.

Der Graf hat es mir ſelbſt geſagt.

Dann iſt es begreiflich, daß Sie hier ſind. Wiſſen Sie auch, daß der Graf Sie ermorden laſſen wird? Ich ſah heute ſeinen Banditen bei ihm.

Er hat ſeinen Verſuch ſchon gemacht und liegt drunten im Kanal.

Sind Sie verwundet? O mein Gott!

Nein, meine Tereſa. Ich werde Ihnen in die Romagna folgen!

Nimmermehr, Sie gehn dann in die Höhle des Löwen!

Ich werde incognito reiſen! —

Nein, nicht doch! — Ich werde ſterben... das iſt alles.

Reden Sie vom Leben, theuerſte Tereſa! rief der Dichter; bald, bald werden wir uns wiederſehen.

Alſo Sie werden hier bleiben?

Ich verſpreche noch nichts.

Wie Sie mich quälen!

Nun gut denn, eine Zeitlang will ich mich entfernt

halten, bis der Verdacht des Grafen beruhigt iſt .... und ſein Zorn über den todten Spitzbuben da unten.

Die Gräfin ſchauderte.

Aber, Signora la Conteſſa, die Nachtluft des Januars iſt nichts für eine ſo zarte Blume. Treten Sie in das Zimmer zurück!

Sie haben Recht! Gute Nacht!

Nicht doch, mich friert auch!

Nein!

Ich gehe ſonſt in die Romagna.

VII.

Als der Lord mit dem Grauen des Tages nach seinem Palast heimkehrte, öffnete ihm Tita die Thür.

Wo bist du seither gewesen? fragte Byron.

Unter den Arkaden, Signore.

Treue Seele!

Der Lord ging zu Bette, welches er selten früher als an diesem Morgen erreichte, dann aber auch mit Beharrlichkeit meist bis zum nächsten Nachmittag behauptete.

Tita gönnte sich nicht so lange Rast; er war zeitig auf und machte sich vor dem Ausgang des Nachbarpalastes zu schaffen. Der, den er zu sehen wünschte, der Graf, ließ nicht lange auf sich warten. Mit einer schweren Falte der Mißlaune auf der Stirn war er herausgetreten und hatte sich mürrisch nach allen Seiten umgesehn.

Eccellenza! redete ihn Tita mit einer tiefen Verbeugung, den Hut in der Hand, an.

Was willſt du?

Darf ich zu Eccellenza ein Wort allein reden?

Der Graf trat mit ihm unter die Arkaden. Sein Blick fiel auf einige Flecken am Boden.

Eccellenza! ſagte nun Tita, ich wollte Ihnen nur das Meſſer meines Freundes Pietro aus der Romagna überreichen, welches er heute Nacht verlor.

Warum gibſt du es ihm nicht ſelbſt?

Das würde nicht wohl gehen, Eccellenza. Povero amico! Povero Pietro!

Warum nicht? wo iſt er?

Wo Sie ihn ſchwerlich finden werden, Eccellenza.

Schurke, was iſt paſſirt?

Nicht viel, Eccellenza. Eccellenza iſt um einen treuen Diener ärmer. Mylord —

Schweig, Hallunke!

Es hört uns niemand, Eccellenza; Mylord iſt feſt .... feſt, ſage ich Ihnen, ſonſt hätten ſchon zehn Banditen vor Pietro ihre Meſſer nicht umſonſt an ihm probirt. Er hat einen Bund mit dem Teufel.

Narrenspoſſen!

Wie ich Ihnen ſage, Eccellenza! Und außerdem, Eccellenza, hat Mylord treue Diener, die ſeine Feinde kennen, und wenn einmal — und der Gondolier ſtellte ſeine Athletenfigur dicht vor den ängſtlich zurückweichenden Grafen hin — wenn einmal Mylord gegen ein Meſſer

nicht ganz feſt wäre, dann kennt Tita ſeine Feinde; ſie ſind nicht feſt, und Mylords Seele würde Geſellſchaft haben, ehe noch der Engel und der Teufel da ſind, welche ſich um die Seelen der Verſtorbenen ſtreiten, Eccellenza.

Geh zum Teufel, verdammter Burſche!

Später, Eccellenza! Alſo wollen Eccellenza das Meſſer nicht? Dann will ich es als Andenken an meinen Freund Pietro behalten. Der Herr ſegne Ihre Tage, Eccellenza! Povero amico! Povero Pietro!

Faſt fange ich an, murmelte der Graf im Fortgehen, an das Märchen der Mammoni von dem Affendämon zu glauben, nur daß der Teufel in dem Gondolier ſitzt. Erſt muß alſo der aus dem Wege .... und dann .... Povero Pietro!

Der Abſchied des Dichters von der gräflichen Familie war kurz und förmlich, als deren Abreiſe einige Tage darauf erfolgte. Er ſprach der Gräfin ſein Bedauern aus, daß ſie beim Beginn des Carnevals Venedig verlaſſen, dem Grafen, daß er bei dieſer ſchlechten Jahreszeit das Land beſuchen müſſe.

Im Sommer, verſetzte dieſer, wird es auf meinen Landgütern deſto herrlicher werden. Wir hoffen Sie dort bei uns zu ſehen.

Ohne Zweifel!

Und recht, recht lange zu behalten.

Das lautet ja, als ob Sie mich dort begraben wollten!

Sie ſcherzen.

Und wohin werden Sie ſich zunächſt begeben?

Auf ein Schloß am Po, in der Nähe von Ravenna, nicht weit von der Straße nach Bologna.

Ich liebe den Ort nicht, ſagte die Gräfin; er iſt alt, finſter, kalt und unheimlich. Man ſagt, es gebe böſe Geiſter dort!

Auch gute Geiſter werden Sie dort umſchweben, gnädigſte Gräfin!

Und der Lord empfahl ſich mit den gewöhnlichen Abſchiedsceremonien, welche in nichts weniger als einer zärtlichen Umarmung mit dem Grafen ſelbſt zu beſtehen hatten.

Die ſchnelle Abreiſe der Guiccioli's erregte in Venedig ein ebenſo großes Aufſehen als der vorhergehende Verſuch einer ſolchen ſeitens des Lords. Vielfach brachte man damit deſſen Aufmerkſamkeit für die Gräfin in Verbindung, und faſt allgemein war die Stimme gegen den Grafen, welcher, wie es ſchien, eine Ausnahme von der gewöhnlichen Landesſitte beanſpruchen wollte. Nur wenige hingen der Theorie der Signora Mammoni an, welche behauptete, gegen einen Ausländer und gar Ketzer habe man nicht allein das Recht, ſondern auch die Pflicht, dieſe Ausnahme zu machen.

Von dem Attentat auf die Person des Lords war keine Silbe bekannt geworden.

Auf Andringen Teresa's hatte dieser seine aufrichtige Freundin, die Gräfin Albrizzi, wieder aufgesucht. Er war dort, trotz seiner Vernachlässigung, gut aufgenommen worden, und die Gräfin hatte sich sogar erboten, einen Briefwechsel zwischen ihm und Teresa zu vermitteln. Er suchte sie jetzt oft auf, denn mit ihr allein, an welche sich Teresa vertrauensvoll angeschlossen, mochte er sich über dieselbe unterhalten. Sie theilte ihm mit, wie schmerzlich dieselbe von seinem plötzlichen Entschluß, nach England abzureisen, berührt worden sei.

Und was war eigentlich Ihre Absicht dabei? fragte sie.

Ich wurde von meinen Freunden gedrängt und .... endlich wollte ich mein Kind, die kleine, blauäugige Ada, einmal wiedersehen.

Der Dichter fühlte sich sehr verlassen und empfand namentlich schmerzlich Shelley's Abreise. Er hatte in Venedig keinen Freund mehr, dem er sich öffnen konnte; der englische Consul, Hoppner, war ein Geschäftsmann, der ihn officiell bewunderte, aber nicht verstand, dessen Frau eine Engländerin. Die geselligen Kreise Venedigs waren ihm erst recht zuwider; bei der Signora Benzoni ließ er sich fast nicht mehr blicken, denn Schaden-

freude oder falſches Wohlwollen brachten dort immer in ſeiner Anweſenheit das Geſpräch auf die Gräfin.

Damals ſah man jeden Nachmittag, das heißt, bald nachdem ſich der Lord erhoben und ſein zweites Frühſtück genommen hatte, ſeine Gondel, mit dem bärtigen Tita am Ruder, nach der einſamen und wenig bewohnten Landzunge von San Erasmo hinübergleiten, wo der Lord ausſtieg und ſich ſchnell in die Weidengebüſche des Ufers verlor. Die Gondel harrte dann ſtundenlang auf ſeine Rückkunft, und wenn er wiederkam, fuhr ſie hinüber nach dem Lido, wo der gewöhnliche, abendliche Spazierritt erfolgte.

Ueber dieſen täglichen Beſuch auf San Erasmo circulirten in Venedig bald die verſchiedenartigſten Gerüchte, welche nur in einem Punkt einig waren, nämlich darin, daß ein Liebeshandel im Spiele ſei. Nach dem Einen hatte der Lord die Fornarina wieder in Gnaden aufgenommen, aber, um den Skandal zu vermeiden, in einem einſamen Pavillon verborgen; nach der Verſion der Signora Mammoni war eine ſeiner engliſchen Frauen, welcher zulieb er nach Hauſe zurückkehren wollte, jetzt ſelbſt herübergekommen und dort verſteckt; noch Andere endlich behaupteten, es befinde ſich dort Niemand anders als die Gräfin Guiccioli ſelbſt, welche der Lord, nachdem er auf dem Weg von Padua nach Ravenna den Grafen ermorden laſſen, entführt habe.

Zur Ergründung dieſes Geheimniſſes ihm zu folgen, wagte Niemand, denn ſeine Piſtolen und plötzlichen Wuthanfälle waren hinlänglich bekannt; wir aber, die wir in unſerer Vogelperſpective vor Schuß und Hieb ſicher ſind, können ſchon einen Gang nach San Erasmo riskiren.

Die Fornarina ſteckte dort nicht, denn ſie konnte man, ſeitdem ſie durch das kalte Bad im Kanal von ihrer Liebesthorheit für ihren gran can della Madonna geheilt worden war, täglich in der Stadt ihren Geſchäften nachgehen ſehen; ebenſo wenig die Gräfin Tereſa, denn es langten bald Briefe an, welche die glückliche Ankunft des jungen Ehepaares in dem Schloß am Po meldeten; am wenigſten aber Lady Noël; ſie ſaß hunderte von Meilen entfernt in dem Sprechzimmer auf dem Landſitz ihres Vaters, Sir Ralph Millbank, und ſollte bittere Thränen weinen, als ſie, wie wir ſehen werden, von der vereitelten Abreiſe unterrichtet wurde.

Es handelte ſich dort überhaupt nicht um eine Dame, alſo auch nicht um eine Liebesangelegenheit, ſondern um etwas viel Ernſteres.

Weit in der Landzunge drinnen, faſt am Rande des adriatiſchen Meeres, lag ein düſteres Gebäude aus Backſteinen, in altem Rundbogenſtyl aufgeführt, niedrig und gedrückt. In der ſtets verſchloſſenen Pforte befand ſich ein doppelt vergittertes Fenſterchen, daneben ein Klingel-

zug. Wenn der Lord aus den Weidengebüſchen trat, welche den größten Theil der Landzunge bedeckten, befand er ſich ſchon faſt dicht vor dem Gebäude, deſſen Einwohner demnach nur die Ausſicht auf das graue Einerlei des Dickichts vor, auf das grüne Einerlei des Meeres hinter, und auf das Wechſelſpiel des Himmels mit ſeinen Wolken und Geſtirnen über ſich hatten. Etwas blieb noch, das war der ſchmale, ſandige Raum zwiſchen dem Gebäude und dem Meer. Einfache Kreuze ſtanden dort umher — es war ein Kirchhof.

Wenn der Lord an der Schelle zog, zeigte ſich erſt ein betrübtes Geſicht hinter dem vergitterten Fenſter, dann öffnete ſich ſogleich die Pforte, und er trat in einen langen, mit einem laſtenden Tonnengewölbe überdeckten Gang, an deſſen beiden Seiten niedrige Thüren ſich befanden. Der Gang hallte, wenn er mit noch ſo leichtem Schritt hindurchſchritt, bis er an der letzten Thüre ſtehen blieb. Wenn er dort anklopfte, rief ihm ein Wort in einer Sprache rauhen aber vollen Klanges die Antwort. Er trat ein und befand ſich in dem gewölbten, wohlaſſortirten Bibliothekſaal eines armeniſchen Kloſters.

Ein Greis in ſonderbarer Tracht, eine Art von Magier in einer langen, ſpitzen Mütze und mit weißem, wallendem Bart, empfing ihn. Wollte der Dichter den ehrwürdigen Pater Paſchal als eine dankbare Figur für

eine seiner Dichtungen benutzen? Nein, diese Gestalten liebte er nicht; die mit sich selbst einigen, weisen Männer stellte er nie dar, denn in seinen Werken gab er nur den Spiegel seines Innern, und dieses hatte nie jene Ruhe, es war voll Streit und tobender Leidenschaft. Wollte er schwarze, magische Kunst lernen bei dem Armenier, wie die, welche er seinen Manfred ausüben läßt? Nein; seine Lust an Todtenschädeln und hohlen Geisterbeschwörungen hatte er schon in frühester Jugend auf der Newsteadabtei ausgetobt. Aber was wollte er denn? Er wollte die semitischen Sprachen lernen.

Die Urpoesie der Völker in ihrer Kindheit hatte den Dichter von jeher mächtig angezogen, und mit dem Inhalt des alten Testaments war er durch seinen Hang genau bekannt geworden; es hatte ihm Stoffe für größere und kleinere Dichtungen liefern müssen, die Apokalypse war Gegenstand seines Studiums gewesen, und auf ihren Inhalt finden sich vielfache Anspielungen in seinen Werken.

Gleich nach seiner Ankunft in Venedig hatte er sich zu diesem Ende zu den Armeniern gewendet und war von Pater Paschal mit freundlicher Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Der alte Bibliothekar freute sich an dem Eifer des Schülers, wenn er, das ausdrucks-

volle, große Auge auf die krauſen Zeichen heftend, dieſelben in ſich aufzuſaugen und ganz darin abſorbirt ſchien, — an ſeiner Gelehrigkeit, wenn ihm die Regeln der Sprache gleichſam nur anflogen. Allein als ihn einmal das Luſtgewühl der Seeſtadt in ſeine wirbelnden Kreiſe gezogen hatte, da verſtummte plötzlich die innere Stimme, welche ihn zu jenem Studium antrieb, er fand bei der Gräfin Albrizzi leichtere Unterhaltung, bei Marianna und der Fornarina ſchnelleren Genuß, als ihn die Wiſſenſchaft bietet, welche einen ruhigen, kalten, nur für ſie fühlenden Freier will, der länger, als Jacob um Lea und Rahel, um ſie buhlt, und meiſt erſt mit grauen Haaren und oft mit einem Fuß im Grabe, ihr recht vermählt wird. Solche Sprödigkeit ermüdet; er kehrte ſeltener und immer ſeltener zu der ſtolzen Schönheit zurück und blieb zuletzt ganz weg.

Die Wiſſenſchaft iſt mir zu eiferſüchtig, hatte er zu der Gräfin geſagt; wenn ich heute einer andern Schönen einen Blick ſchenke, will ſie morgen nichts von mir wiſſen, und wenn ich ſie reizen oder züchtigen will, wie man die Frauen reizt und züchtigt, durch Vernachläſſigung, kehrt ſie mir erſt recht mit Verachtung den Rücken. Einer unſerer Schriftſteller ſagt: Das Mühen um Wiſſenſchaft gewährt eine ähnliche Luſt wie das Ringen mit einem ſchönen Weibe. Das iſt wahr, aber er hätte noch hinzuſetzen müſſen: nur mit dem Unter-

ſchied, daß das ſchöne Weib meiſtens, die Wiſſenſchaft ſelten unterliegt.

Als ihn aber nun Ueberſättigung an der irdiſchen Luſt und die Entfernung von dem Freund und der Geliebten drückte, da kehrte er zu der himmliſchen Freundin zurück und ſie nahm ihn zwar ſtreng, aber doch wohlwollend auf. Ihr irdiſcher Vertreter in dieſem Falle, der Pater Paſchal, ſchien die Vernachläſſigung gar nicht bemerkt zu haben; er war eben da, der spiritus familiaris des gewölbten, reichhaltigen Saales, mochte Jemand zu ihm kommen oder nicht.

Ernſthaft und gemeſſen war alles, was dort vorging; indeß hatten ſich die Mönche, ſo betrübt ihr Kloſter auch von außen ſich anſah, doch nicht ſo übel eingerichtet. Wem nur nach geiſtiger Nahrung verlangte, für den war Pater Paſchal der beſte, freigebigſte Küchen- und Kellermeiſter, aber auch in anderen Beziehungen war nicht ſchlecht geſorgt.

Inmitten des langen, niederen Backſteinbaus lief ein geräumiger Kreuzgang ins Gevierte, zu Proceſſionen an Feiertagen und den täglichen Spaziergängen der meditirenden oder verdauenden Mönche geſchickt; an denſelben ſtieß, mit dem Chor nach dem Meer zu über den Kirchhof hinausgebaut, die Kloſterkapelle. In früher Zeit einmal theilweiſe abgebrannt, zeigte auch ſie die

Stylverſchiedenheit, welche ſich in ſolchen alten, im Lauf mehrerer Jahrhunderte zuſammengebauten Stücken findet. Während das übrige Kloſter den alten romaniſchen Rundbogen zeigte, erhob ſich der untere Theil dieſer Kirche, wenn auch Thüren und Fenſterbogen noch rund waren, doch ſchon zur Gothik in deren langgezogener Geſtalt und in der, die Neigung zum Spitzbogen verrathenden Erhöhung des mittelſten von je drei Fenſtern über die beiden andern. Der obere und innere Theil der Kirche dagegen ging in den Spitzbogenſtyl über; ſtatt der ſchweren Pfeiler erhoben ſich ſchlanke Säulenbündel, und der noch über den Durchſchnitt des Lang- und Querſchiffs geſtellte Thurm lief leicht und frei in die achteckige, von der ſteinernen Blume überragte Spitze aus. Die Krypta der Kirche dagegen, der älteſte Theil des ganzen Gebäudes, zeigte auch die älteſten Formen, ganz ſchwere, dicke, niedrige Säulen mit dem ſoliden Würfelaufſatz auf den plumpen Kapitälern, Alles nothwendige Anſtalten, um das ſchwer und tief herabhängende Kloſtergewölbe zu ſtützen.

Einen großen und heiteren Contraſt zu dieſem Receß bildete das am ſpäteſten erbaute Sommerrefectorium. Die Säulenbündel waren hier ſogar ſchon wieder zu achteckigen Pfeilern umgeſchlagen, welche aber leicht und dünn wie ein Baum in die Höhe ſchoſſen und in zierlichen Ausläufern die leichtgewölbte

Decke trugen — ein heiterer, behaglicher, im Sommer trockner und kühler Aufenthalt, wo es ſich die ernſthaften Mönche auch bei leiblicher Speiſe ganz wohl mochten ſein laſſen.

VIII.

Wir müſſen jetzt einen ſchnellen Blick über die Alpen und den Kanal hinüber nach der fiſchblutigen Heimath des heißblütigen Lords werfen.

Sein plötzlicher Abſagebrief hatte bei ſeinen Freunden, dem Dichter Thomas Moore und Byrons Verleger in London, John Murray, eine große Beſtürzung hervorgebracht. Dieſer Letztere, einer der bedeutendſten engliſchen Buchhändler, hatte ſeit der Satire „Engliſche Dichter und ſchottiſche Recenſenten" alles verlegt, was der Dichter ſchrieb, und dieſem bereits namhafte Summen an Honorar bezahlt. Bei bekannten Schriftſtellern ſtiegen ſolche Honorarbeträge bis ins Unendliche, Walter Scott erhielt zum Beiſpiel im Lauf von zwanzig Jahren 70,000, Moore für das einzige Gedicht „Lalla Rookh" 3000 Pfund Honorar. Auch Lord Byron ließ ſich nicht minder gut bezahlen; er forderte, was er gerade wollte, und drohte, wenn Murray ſich widerſpänſtig zeigte, ſich an einen Andern zu wenden, was jedes-

mal wirkte. Uebrigens ſtand er mit Murray auf dem freundſchaftlichſten Fuß und wechſelte beſtändig Briefe mit ihm über perſönliche Angelegenheiten. Sein großes Honorar kam ihm ſelbſt am ſeltenſten zu gut, indem er bis zu einem gewiſſen durch die Politik beſtimmten Zeitpunkt mit großer Freigebigkeit zum Vortheil Anderer darüber disponirte.

Moore und Murray begaben ſich alsbald nach Empfang jenes Briefes zuſammen nach dem nicht weit von der Hauptſtadt entfernten Landſitz des Sir Ralph Millbank, wo ſich deſſen Tochter, Lady Noël, aufhielt.

Dieſe Dame, welche ſchon ſo herbe Lebensſchickſale erfahren hatte, zählte noch nicht dreißig Jahre. Sie war eine feine engliſche Schönheit, deren weißer, durchſichtiger Teint durch das dunkelglänzende Haar und das tiefe, ſchwarze Auge höchſt vortheilhaft gehoben wurde. Sie ſtand durch die Scheidung von ihrem Gatten in einem höchſt unangenehmen geſellſchaftlichen Verhältniß, zumal da ihre Mutter, welche immer gegen ihre Verbindung mit dem Lord geweſen war, ihr jetzt die unangenehmen Folgen derſelben beſtändig vorhielt. Ihren einzigen Troſt fand ſie in dem, ihr bei der Scheidung zugeſprochenen Beſitz ihrer Tochter Ada.

Sie bringen mir die Nachricht, daß er nicht kommt, rief ſie den Beiden entgegen, als ſie nach der Anmeldung ins Zimmer traten.

Faſſen Sie ſich, Mylady, ſagte Moore, er kommt diesmal allerdings nicht, allein die Sache wird ſich ohne Zweifel noch machen.

Sie wird ſich nicht mehr machen! rief Lady Noël; denn nun will ich von einer Vereinigung kein Wort mehr wiſſen!

Haben Sie denn jemals den geringſten Schritt dazu gethan, Mylady? wandte Moore ein; es iſt ja alles nur durch den Betrieb ſeiner Freunde geſchehen, ihm zulieb, da wir einen ſo herrlichen Genius nicht im Strudel eines ungeordneten Lebens wollen untergehen ſehen.

Gewiß, ganz gewiß iſt es ein neues Attachement, was ſich in den Weg geſtellt hat! Nicht wahr, Herr Moore? . . . Herr Murray! . . . Reden Sie!

Es iſt . . ., verſetzte Moore. — Das heißt . . ., ergänzte Murray.

Herr Hoppner ſchreibt allerdings, daß . . .

Eine plötzliche Neigung zu einer italieniſchen Gräfin . . .

Die erwidert wurde.

Ich ſagte es ja! unterbrach die Lady dieſe ſtückweiſen Mittheilungen, immer und immer wieder dieſes Spiel mit den heiligſten Gefühlen, welche das Herz des Menſchen kennt!

Moore lächelte verſtohlen. Doch iſt es nicht ganz das, Mylady, ſagte er; Mylord wollte abreiſen, nur

ſollte alles fertig ſein, Sie kennen ſeinen Eigenſinn, und als es das nicht war, blieb er. Fletcher hatte vergeſſen, die Piſtolen zu laden.

Der Unglückliche!

Und, ſetzte Murray begütigend hinzu, der Einfluß Shelley's . . .

Shelley's, ja Shelley's! rief die Lady in höchſtem Zorn, dieſes Verruchten, dieſes Nichtswürdigen, dieſes Atheiſten, dieſes Teufels in Menſchengeſtalt.

Wenigſtens in ſehr ſchöner Menſchengeſtalt, wandte Moore ein, und, wenn Teufel, dann ein Teufel, der jedenfalls das Beſte der Menſchheit will, wenn auch vielleicht auf irrigem Wege.

Um Sie übrigens, Mylady, fuhr der Dichter fort, nicht an meiner Freundſchaft für Sie zweifeln zu laſſen, will ich einen längſtgefaßten Plan zu ſchneller Ausführung bringen. Ich werde ſelbſt möglichſt bald nach Italien reiſen und hoffe, daß ich dann perſönlich im Stande ſein werde, alle Mißverhältniſſe auszugleichen.

Wollten Sie das wirklich?

Das verſpreche ich Ihnen, Mylady!

Retten Sie ihn aus jener Hölle! Ich ſehe ihn, wie er handelt, wie er hier gehandelt hat, vor und nach meiner Heirath.

Und wie Miſtreſs Lamb einen Roman ſchrieb, worin

ſie ihn als einen herzloſen Verbrecher ſchilderte und ſchließlich mit großem Aufwand zur Hölle fahren ließ.

Ein entſetzliches Zurückfahren der Lady und ein Wink Moore's belehrten Murray, daß er ſoeben etwas in den Cirkeln des high life ſehr Unpaſſendes, ja Unerhörtes geſagt hatte. Er ſchwieg von nun an pünktlich ſtille, bis er endlich, als Lady Byron im Laufe des weiteren Geſprächs mit einem Seufzer die Worte äußerte: Ja, wenn ich Miß Chaworth geweſen wäre! ſogleich einfiel: Ja, dann wäre Mylord ſicherlich wiedergekommen, während Moore vor ſich hinmurmelte: Dann wäre er niemals gegangen!

Was ſagten Sie, Herr Moore? fragte Lady Noël.

Ich war nicht ganz der Anſicht von Herrn Murray, verſetzte der Gefragte; wenn Sie, Mylady, nicht im Stande waren, den böſen Geiſt, welcher manchmal Mylord beſeelte, zu bannen, wie ſollte die jetzige Miſtreß Muſters es gekonnt haben, die, wenn auch mit ähnlichen Reizen ausgeſtattet, doch weit entfernt iſt, die vielfachen Kenntniſſe und die hohe und feine Bildung zu beſitzen, in deren Vollendung eine Dame unſerer Bekanntſchaft ſich vor ihrem ganzen Geſchlecht ſo ſehr auszeichnet.

Murray lachte innerlich über den iriſchen Diplomaten; Lady Noël aber verſetzte geſchmeichelt: Ach, Sie wiſſen doch ſelbſt am beſten, Herr Moore, wie wenig der Lord auf wahre Vorzüge hielt, wie ihn dagegen ein

ſchönes Geſicht, eine ſchlanke Geſtalt ſchnell, wenn auch nur auf Augenblicke feſſeln konnten. Jene erſte Jugendliebe hat er nie vergeſſen, es iſt ja bekannt, wie ſpäter, Jahre nachher, als er zu Miſtreſs Muſters kam und ſie ihm ihr Kind entgegenbrachte, er aus Alteration faſt in Krämpfe verfiel.

Dagegen iſt es wohl nur eine abgeſchmackte Fabel, fiel Murray ein, daß ihr plötzliches Erſcheinen den ... den Auftritten auf der Newſteadabtei, welche ihrer Verheirathung folgten, ein Ende gemacht haben ſoll.

Allerdings! verſetzte die Lady, wieder mit einer unwilligen Bewegung gegen Murray; überhaupt weiß man von jenen Auftritten wenig Gewiſſes und ſollte eigentlich gar nichts davon wiſſen wollen. Miſtreſs Muſters, fuhr die Lady, gegen Moore gewendet, fort, ſoll in ihrer Ehe indeß nichts weniger als glücklich geworden ſein?

Im Gegentheil! indeß ... warum hat ſie einen Kleiderſtock geheirathet?

Nun ... und wenn ſie den Lord geheirathet hätte, hätte ſie dann ein beſſeres Schickſal gehabt? ... Herr Murray glaubt es wohl.

Dieſer erhob ſich von dem Marterſtuhl, auf welchem er während des größten Theils der Unterhaltung geſeſſen hatte, um den Aufbruch zu machen.

Die beiden Herren verabſchiedeten ſich, die Einla-

dung zum Diner ablehnend, Moore mit dem nochmaligen Verſprechen, ſeine italieniſche Reiſe möglichſt zu beſchleunigen.

Kurz vor ſeiner Abreiſe erhielt Moore noch einen Brief von dem Lord, deſſen Inhalt ihn nicht wenig in Erſtaunen ſetzte. Statt der gewöhnlichen Heiterkeit, mit welcher Byron poetiſche Epiſteln, oft des frivolſten Inhalts, mit pikanten Anecdoten aus dem Leben der Italiener gewürzt, an ihn abfaßte, herrſchte in dieſem Brief ein melancholiſcher Ton vor, die ganze Liebesgeſchichte mit der Gräfin war in ernſthaften Worten erzählt, der Dichter beklagte ſeine Einſamkeit und ſchloß mit der Bemerkung, daß er dem grade beginnenden venetianiſchen Carneval auch keine Stunde ſchenken werde. Die kleinen Verſe, welche Byron faſt jedem Brief an ſeinen Freund einzuſtreuen pflegte, fehlten auch hier nicht, nur waren ſie des ernſteſten Inhalts:

So gehn wir denn ferner zum Tanze nicht
In ſpäten, nächtlichen Stunden,
Obwohl der Mond noch hell und licht,
Das Herz noch heiß befunden;
Denn das Schwert durchreibt die Scheide,
Und den Leib reibt auf der Sinn,
Und das Herz verſtummt im Leide,
Und die Liebe ſelbſt geht hin.
Zwar birgt die Nacht der Liebe Glück,
Und zu ſchnell kehrt der Tag zurück,
Doch gehn wir zum Tanze nimmer
Im Mondenſchimmer.

Dem Brief lag noch ein Zettel mit folgenden Zeilen des Dichters und mit einer Bitte, denſelben für ihn aufzuheben, bei:

O Liebe! warum iſt's in dieſem Leben
Ein Unglück ſchon an ſich, geliebt zu ſein?
Cypreſſen deinen Tempel nur umgeben,
Dein wahrſtes Wort, ein Seufzer iſt's allein.
Die Blumen bricht, wer ihrem Duft ergeben,
Schmückt ſich die Bruſt, dem Tode ſie zu weih'n;
So laſſen wir das Liebſte, drum wir werben,
An unſerm Herzen ruhen — und dort ſterben.

Mit Beginn des Frühjahrs hatte Moore ſeine Reiſe ſchon angetreten.

IX.

Die Einſamkeit des Dichters, unter welcher er in dem Getümmel des jetzt zum Carneval erwachenden Venedig von Tag zu Tage mehr litt, war unterdeſſen unterbrochen worden.

Eines Tages kam von Fuſina aus eine Gondel über die Lagune. Die beiden ſtämmigen Burſche, welche, am Steuerruder und an der Spitze der Gondel ſtehend, das Fahrzeug lenkten, brachten einen Mann von hoher und kräftiger Statur mit großem ſchwarzen Bart, nebſt ſeinem Bedienten herüber. Obgleich der Fremde eine ſchwarze Civilkleidung trug, ſo ließ ſich doch an dem hoch aufgeknüpften Rock, der geraden Haltung und den raſchen und präciſen Bewegungen der ehemalige Kriegsmann nicht verkennen. Er ſaß vor dem Eingang in den inneren Theil der Gondel und ſprach in gebrochenem Deutſch mit dem Bedienten, welcher geläufig im rheiniſchen Dialekt antwortete.

Verdammter Phyſiker, der! in Padua! ſagte er,

kann nicht kuriren ein Fieber — that es nur ärger machen!

In Venedig wird es wohl beſſer werden!

Ich ſage, Cuno! Von dieſen italieniſchen Phyſikern thut keiner was verſtehn. Sie thun ſchreien, ſchreiben, mediciniren und wird nichts beſſer! Damn them!

Gott ſtraf' mich! verſetzte der nicht weniger martialiſch als ſein Herr ausſehende Bediente, ein germaniſcher Blondkopf von robuſter Taille mit einem langen hellen Knebelbart. Gott ſtraf' mich! wenn ich dem Kerl in Padua nicht bei allen ſeinen Heiligen verſprochen hätte, ihn auf Ihrem Todtenbette zu erwürgen, ich glaube, Sie wären nicht mit dem Leben davon gekommen.

Well! Ich hoffe, daß in Venetia ein engliſch Nobleman oder zwei ſein wird, das ihren Hausarzt bei ſich haben. Solch Einer will mich machen geſund!

Ohne Zweifel, Herr Capitän. Ich will einmal ſehn, ob ich aus dieſer Waſſerratte etwas herausbringen und mein Italieniſch bei ihr anbringen kann.

Ich denke, Cuno, dein Italieniſch ſoll nicht von weit ſein. Als ich weiß, haſt du bis jetzt nur drei Worte gelernt; was ſind ſie? Well! ich denke: birra di Boira! aber mache einen Verſuch mit fragend!

Nach einigen vergeblichen Anſätzen gelang es dem Deutſchen, dem Gondelführer den Sinn ſeiner Frage deutlich zu machen. Sobald dieſer begriffen hatte, daß

nach etwa anweſenden Engländern in Venedig geſucht werde, brach ein lebhafter Redeſtrom aus ihm, und mit aller Lebendigkeit, welche dem Italiener bei Behandlung eines ihm angenehmen Thema eigen iſt, begann er auszuführen, wie ſich zur Zeit in Venedig zwar nur ein engliſcher Nobile befinde, dieſer aber auch zehn Andere aufwiege. Seine Aeußerungen waren ſogleich ſo bezeichnend, daß der des Italieniſchen im Gehör ziemlich mächtige Capitän, auch ohne Nennung eines Namens, alsbald wußte, wer unter dem „meraviglioso giovane straniero“ zu verſtehen ſei.

Fatal! ſagte er, die Lobpreiſungen des Gondoliers unterbrechend; Mylord wird für mich nicht zugänglich ſein, denn er weiſt jeden Engländer ab, der nicht kommt mit einer Empfehlung von ſeine beſte Freunde. Er haben ganz Recht, ſehr Recht, ich ſollte daſſelbe thun, wenn ich Mylord war. Aber, wenn er nur wüßte ...

Herr Capitän! wenn Sie von Lord Byron ſprechen, ſo laſſen Sie mich nur machen. Was man von ihm hört, zeigt, daß er ein edler Mann iſt, er wird einen Kranken gern unterſtützen, wenn es ihm recht vorgeſtellt wird, und das will ich thun! ſo rief Cuno in einem ſehr nationalen Anflug von Gott- und Weltvertrauen.

Du thuſt die Engländer nicht kennen, Cuno, verſetzte der Capitän phlegmatiſch, ſie ſind nicht als die Deutſchen, welche nur Menſchen miteinander ſind. Mit den

Engländern iſt es entweder ein Gentleman, oder es iſt kein Gentleman, und was nicht iſt Gentleman, iſt nicht da für was iſt Gentleman. Du biſt kein Gentleman und du wirſt vor ſeine Bedienten nicht kommen bis zu Mylord.

Aber könnten Sie denn nicht ſchreiben, Herr Capitän, Sie ſind doch ein Gentleman.

Ja, und doch nicht ſo wie engliſche Gentlemen gewöhnlich ſind. — — Es iſt wahr — wenn heute Abend das kalte Fieber zurückkommen will und wird mich ſchütteln — und ein engliſcher Phyſiker wollte auf mich warten . . .

Ja, ſchreiben Sie, Herr Capitän! ſchreiben Sie! Ich ſtehe Ihnen dafür, daß Mylord den Brief bekommen wird!

Well! ich werde ſchreiben.

Die Gondel lief in den großen Kanal ein und hielt vor einem der Hotels an demſelben. Der Engländer ſtieg aus, nahm eine Wohnung, und bald darauf, es war um die Mittagsſtunde, war Cuno den Kanal hinab auf dem Weg nach dem Palaſt Mocenigo.

An Tita vorbei, welchem er auf der äußeren Treppe begegnete, eilte er in das Innere und kam bis in das Stockwerk, welches der Lord bewohnte. Dort trat ihm auf der Treppe ein ältlicher Mann, welcher in der äußeren Erſcheinung alles von einem engliſchen Gentle-

man hatte, entgegen. Cuno ſtutzte. So hatte er ſich den Lord, welchen er vor ſich zu ſehen glaubte, nicht vorgeſtellt. Er hatte einige Fertigkeit, ſich im Engliſchen auszudrücken, obwohl ſein Herr gewöhnlich Deutſch mit ihm ſprach, um ſich in dieſer Sprache zu üben.

Schnell gefaßt, trat er mit einem Bückling und den Calabreſer, welchen er kühn aufs rechte Ohr geſtülpt trug, herunterreißend, heran, und begann: Mylord ...

Fletcher, denn ihn haben wir hier vor uns, war an dieſem Tag aus irgend welchen Gründen in einer beſſeren Laune als der, welche der Himmel Italiens in ihm mit jedem neuen Morgen wach zu rufen pflegte; vielleicht fand er ſich auch durch die Anrede geſchmeichelt, er kappte alſo den Eindringling nicht ganz kurz ab, wie er ſonſt zu thun gewohnt war, ſondern ſagte mit einem milden Lächeln: Well, Sir! ich habe nicht die Ehre, Mylord zu ſein, ſondern nur der treueſte ſeiner Diener. Was haben Sie, eine Bittſchrift vermuthlich.

Ja, Herr! eine Bittſchrift! Eine Bitte eines armen kranken Mannes, eines Landsmannes von Mylord.

Nun, ich denke, Mylord wird ein oder zwei Pfund für Sie übrig haben, obgleich er nicht gern an Engländer gibt. Wir werden ſehen, es iſt gut!

Herr! rief Cuno, es handelt ſich hier nicht um eine Geldunterſtützung, nicht um Pfunde, die hat mein Ca-

pitän ſelbſt, wenn auch vielleicht nicht im Ueberfluß, ſondern um . . .

Fletchers Stirn hatte ſich verfinſtert.

Kennt Ihr Capitän meinen Herrn? unterbrach er den Deutſchen.

Nein, Herr!

Hat er Briefe an ihn? bitte!

Nein, Herr!

Wie heißt Ihr Herr?

Capitän Trelawney, mein Herr!

Trelawney! hm! Trelawney! bedauere! guten Morgen!

Aber um Gotteswillen, mein Herr iſt krank, ſterbenskrank! rief Cuno, und der edle, der großherzige Lord wird ihn doch nicht ohne Hülfe elend umkommen laſſen!

Krank! ſagte Fletcher, hm! wenn es nur nicht wieder ein Vorwand iſt!

Ich wollte, das Fieber wäre ein Vorwand! meinte Cuno. Kann ich denn den Lord nicht wenigſtens ſprechen?

Fletcher ſah ihn mit der höchſten Beſtürzung an und ſchwieg. Cuno verſtand dieſe Antwort.

Aber meinen Brief wird er doch erhalten!

Geben Sie einmal her.

Ich nehme dann die Antwort gleich mit.

Das nicht, verſetzte Fletcher ruhig, vielleicht erhält der Capitän ſpäter eine.

Und warum nicht gleich? es iſt dringend.

Sprechen Sie nicht ſo laut! Mylord ſchläft noch.

Kann man ihn denn nicht aufwecken?

Fletchers Beſtürzung wiederholte ſich.

Und wann wird er wohl erwachen?

Unbeſtimmt!

Aber bis dahin kann ja mein Herr ſterben.

Möglich, wenn er krank genug dazu iſt.

Der Capitän kennt doch ſeine Leute! dachte Cuno, als er, mit Hinterlaſſung ſeines Briefes, die Treppe langſamer hinunterging, als er heraufgekommen war.

Fletcher hatte den Brief noch in der Hand, als die Klingel des Lords ertönte, als Zeichen, daß er erwacht ſei und nach dem Frühſtück verlange, welches er gewöhnlich im Bett und die angekommenen Briefe und Zeitungen leſend, einnahm.

Trelawney's Brief war unter den erſten, welche ihm in die Hand fielen.

Fletcher! rief er dem aufwartenden Kammerdiener zu, indem er das Schreiben haſtig überblickte, wann kam der Brief?

Vor einer Viertelſtunde, Mylord!

Warum mich nicht geweckt?

Ich hielt es nicht für ſo dringend, Mylord!

Hielt es! Naſeweis! Ein Landsmann! krank! bittet um einen Arzt! Wenn er den gewöhnlichen Pfuſchern

in die Hände fällt, bringen ſie ihn um . . . er iſt vielleicht ſchon todt. Schnell zu Doctor Aglietti geſchickt! Die Gondel bereit gehalten! . . . Nun an die Toilette! geſchwind!

Fletcher war nun mit einemmal voll menſchenliebender Geſchäftigkeit. Ueber dem Ankleiden ſeines Herrn wagte er die beſcheidene Frage: Herr Capitän Trelawney haben alſo die Ehre von Mylord gekannt zu ſein?

Nicht im Geringſten! Unbekannte Leute kann man wohl ſterben laſſen, meinſt du!

Ich meine gar nichts, Mylord!

Bald darauf war Byron mit einem der beſten damaligen Aerzte Italiens, Doctor Aglietti, auf dem Weg nach Trelawney's Hotel; Fletcher mußte folgen und wurde von Cuno mit einem ſonderbaren Lächeln betrachtet, als ſich der Lord angelegentlichſt nach dem Befinden des Kranken erkundigte.

Mit dem Vorrücken der Nachmittagsſtunden hatte ſich deſſen Fieber wieder eingeſtellt und war auf einen ungewöhnlich hohen Grad geſtiegen, ſodaß er beim Eintritt der Beſuchenden delirirte und dieſelben für den Phyſiker in Padua und deſſen Gehülfen hielt, wonach der Empfang ziemlich komiſch ausfiel.

Der Lord befahl dem Diener, ſowie dem Wirth des Hotels die ſtrengſte Sorgfalt für den Capitän an. Er bat in einem Billet, welches er zurückließ, den Kranken

um Entſchuldigung, daß er nicht ſogleich zu ihm geeilt ſei, ſtellte ihm für die Zeit ſeiner Beſſerung ſeine Bibliothek zu Gebote und begab ſich dann weg, während der Arzt zur Beobachtung des Kranken dablieb. Cuno war entzückt, als er dem Lord an ſeine Gondel folgte.

Unter der ſorgfältigen Pflege eines geſchickten Arztes beſſerte ſich der Kranke ſchnell und war bald im Stande, dem Dichter für ſeine Theilnahme danken zu können und ſeine Beſuche zu erwidern.

Byron ſchob mit einer Delicateſſe jeden Dank von ſich ab und auf den Arzt hinüber, und kam, nachdem Trelawney vollſtändig hergeſtellt war, täglich mit ihm zuſammen. Die kräftige, ſtellenweiſe mit Kernflüchen untermiſchte Seemannsart, die kurze und plane Ausdrucksweiſe, die ſtramme Haltung und der martialiſche Bart des Capitäns gefielen dem Dichter, welchem der Umgang mit bloßen Salonmenſchen von jeher zuwider geweſen war. Er ward binnen kurzer Zeit gegen Trelawney ſo offen, zutraulich und mittheilend, wie er es nur je gegen einen ſeiner älteren Freunde geweſen war.

Ein Glück für Sie, ſagte er eines Tages zu ihm, daß Doctor Polidori, deſſen unglückliche ſchriftſtelleriſche Celebrität Sie ja doch wohl kennen, vor kurzem abgereiſt iſt. Wenn Sie dem in die Hände gefallen wären, hätte ich keinen Vers von Sotheby für Ihr Leben gegeben.

Warum iſt er abgereiſt?

Er hatte eben grade keine Patienten mehr, patiens, Capitän, leidend oder geduldig, weil ſie Alle nicht mehr waren. Er hatte drei, ſie ſind aber Alle todt, einer davon iſt ſogar einbalſamirt.

Ein Aegyptier?

Nein, ein Lord. Er ſtarb an einer Darmentzündung. Man nahm nach ſeinem Tode die Eingeweide heraus und ſchickte ſie zur See nach England, während der einbalſamirte Leichnam auf dem Landweg nachkam. Denken Sie ſich, Capitän, wenn der äußere Leib einen, der innere Leib einen andern und die unſterbliche Seele einen dritten Weg geht, woran ſoll ſich dann der Teufel halten?

Das iſt ſeine Sache, meinte Trelawney, meinetwegen mag er jeden holen, der mehr als einen Weg geht!

Trelawney war, wie dieſe Antwort bekundete, ein Mann aus einem Guſſe. Wie ſeine äußere Geſtalt, ſtark, ſelbſtbewußt, ein Mann zum Brechen, nicht zum Biegen, ſo ſtand ſeine Seele in ihm, erzogen und gebildet mehr im Sturm und Drang des Lebens als auf dem glatten Boden der Geſellſchaft. Als jüngerer Sohn einer zwar angeſehenen, aber keineswegs wohlhabenden, edlen Familie, ward er ſich früh bewußt, daß dem Thatendrang ſeines Innern ſo wenig als ſeinem Wunſch, etwas Rechtes zu werden, eine der gewöhnlichen Lauf-

bahnen entſprechen könne, welche ihm bei ſeinem Verbleiben in England offen ſtanden. Er konnte durch Bücherwurmſtudien und jahrelanges Abwarten einen einträglichen, ja ehrenvollen Platz in der Staatsverwaltung, in der Kirche, in den Gerichtshöfen erlangen — er zog den überſeeiſchen Militärdienſt vor.

Die Auszeichnungen, welche er dort erhielt, konnten ihn aber auf die Dauer nicht in einer Laufbahn halten, welche, mit wenigen Ausnahmen, im glücklichen Fall zu einem dürftigen Ende führte, und ſo kehrte er nach einigen Jahren aus den oſtindiſchen Beſitzungen nach Europa zurück, mit der Abſicht, ſich, in den Kriegen für und gegen das Kaiſerreich, unter irgendwelcher Fahne, nach Liebhaberei oder Ueberzeugung zu ſchlagen. Dieſe Hoffnung wurde jedoch durch den grade eintretenden, zweiten Pariſer Friedensſchluß vernichtet, und ſo durchzog er denn Frankreich, Deutſchland und Italien, nicht ohne Hang zu Abenteuerlichkeiten, in Folge deren das Gerücht auftauchte, daß er bei mehreren Unternehmungen griechiſcher Piraten im ägäiſchen Meer betheiligt geweſen ſei. Seine Landsleute, welche ihm in Italien begegneten, gingen ihm, ſoweit ſie ihn kannten, mit einer Art von abergläubiſcher Scheu aus dem Wege, welche, als ſie Lord Byron bekannt geworden war, ihm Anlaß gab, ſich noch enger an den neuen Freund anzuſchließen.

Allein auch noch auf einem anderen Felde begegneten ſich die Beiden, auf dem des politiſchen Radicalismus. Obgleich derſelbe bei keinem von ihnen zu einem principiellen Bewußtſein gekommen war, haßten ſie doch gleichmäßig die Verhältniſſe, welche ſeit dem zweiten Pariſer Frieden und beſonders durch die heilige Allianz auf dem größten Theil von Europa laſteten. Die Gährung ging durch faſt alle Staaten und ſchlug hier und da in nur ſchwer unterdrückten Flammen und Funken auf. Trelawney hatte in Frankreich die Keime der Julirevolution wahrgenommen, in Deutſchland war er mit Sympathie den unſchuldigen Kundgebungen einer idealiſirenden Jugend gefolgt — beides aber konnte ihm, der Entfernung und Dunkelheit des Ziels halber, nur wenig einleuchten. Italien dagegen war ihm, dem Volontär und Parteigänger einer zu erwartenden Bewegung, ein beſſerer Boden; dort war die Gährung am trübſten, man erwartete ſtündlich Ausbrüche. Die Carbonari waren ſeine Leute, dieſe Menſchen, die ſich nicht nur der Tracht und dem Ort ihrer Zuſammenkünfte nach den Kohlenbrennern verglichen, ſondern auch in ihrer Thätigkeit, welche ein ſtilles und verzehrendes Feuer zu entzünden, zu erhalten, aber auch, wenn aufſchlagend, zu verdecken bemüht war. Der freiheitsbegeiſterte Lord, deſſen Gedichte von Klagen um das Leid der unterdrückten Italia widerhallten, war gleichfalls ſchnell zu mehr

als Worten geneigt, und bewies dieſe Neigung durch häufige Spendungen an die Bundeskaſſe.

Tereſa befand ſich indeſſen auf dem Schloß am Po, nahe bei der Mündung deſſelben ins adriatiſche Meer. Da die Angabe des Grafen, daß er durch Geſchäfte zur Rückkehr genöthigt ſei, eine baare Erfindung war, ſo hatte er ſelbſt die nöthige Muße, um ſich durch häufigen Aufenthalt in den nicht allzu weit entfernten Städten Padua, Ravenna und Bologna und deren Spielgeſellſchaften der Einſamkeit ſeines winterlichen Landlebens zu entreißen, während die junge Frau auf der öden Feſte wie in einem Gefängniſſe allein blieb.

Denn wie ein Gefängniß ſah dieſes alte Schloß aus. Auf den Ruinen eines der Forts, mit welchen die Römer die letzte, ſtarke Stütze ihres Reichs und zeitweilige Reſidenz ihrer Kaiſer, die Stadt Ravenna, weithin umgürtet hatten, von den Gothen weiter gebaut, erhob es in einem Viereck hohe und dicke, von wenigen kleinen Fenſtern durchbrochene Mauern, flankirt von vier maſſenhaften, runden Eckthürmen. Die vollendende Hand ans Aeußere hatten die Lombarden gelegt; hinter den Mauern wurden, faſt auf deren Höhe, Terraſſen angebaut, die Mauern zackig durchbrochen, die Thürme oben glatt abgeſtutzt, und nur einzelne Scharten in der oberſten Umfaſſung gliederten in etwas ihre Maſſenhaftigkeit. Die mittelalterlichen Reſte einer Zugbrücke und

eines ſumpfigen Wallgrabens waren ſeit kurzem verſchwunden, und ein ſtattlicher Weg führte nach dem engen Portal vom Po herauf, welcher dort trüb und langſam durch reichlichen Sand dahinrollte. Einen ſehr einförmigen Ausblick gewährte ringsum die baumdurchſchnittene Ebene, und nur bei heiterem Wetter konnte ſich das Auge an den tiefen Farben und gefälligen Formen ferner Gebirge ergötzen.

Die Correſpondenz, welche die Gräfin durch die Vermittlung der Albrizzi mit Byron führte, war das Einzige, was zur Unterhaltung und Erheiterung der jungen Frau diente, konnte aber, zumal da ſie durch die Unzulänglichkeit der Communicationsmittel ſehr langſam ging, ihrer Lebhaftigkeit nur einen geringen Erſatz für den perſönlichen Umgang bieten. Sie befand ſich bald unwohl, ihr Zuſtand verſchlimmerte ſich dann von Tag zu Tage, und endlich, als der Graf in ihren wiederholten Klagen immer nur Weiberlaunen erblicken wollte, entſchloß ſie ſich ſchnell zu dem Schritt, ihren in der Romagna weilenden Vater und Bruder zu ſich zu laden.

Eines Abends, als Graf Guiccioli gegen ſeine Gewohnheit noch ſpät von Padua nach ſeinem Schloß zurückgekehrt war, ſchallten ſtarke Schläge an dem vorderen Portal. Nach einiger Verhandlung des Pförtners mit den Klopfenden öffnete ſich das Thor, und

bald darauf trat ein Bedienter mit der Meldung der Grafen Ruggiero und Pietro Gamba ins Zimmer. Teresa eilte den Angekommenen sogleich entgegen und geleitete sie herein.

Ihr Vater, Ruggiero, mochte mit dem Grafen Guiccioli gleiches Alter haben, allein in allem Uebrigen bildete er den lebhaftesten Gegensatz desselben. Er hatte eine hohe, ehrfurchtgebietende Gestalt, auf welcher ein scharf geschnittener Römerkopf thronte, mit wallendem weißen Bart, weißen Locken und weit geschwungenen, schwarzen Brauen über den tiefen, dunkeln Augen. Pietro, sein jüngster Sohn, war noch ein Jahr jünger als Teresa, mit welcher er ziemliche Aehnlichkeit hatte, nur daß sich ihre sanfte, blonde Frauennatur bei ihm mehr ins Brünette, Männliche übersetzte.

Graf Guiccioli begrüßte die Ankömmlinge mit großer Zuvorkommenheit; er umarmte Beide mehrmals und drückte seine Freude aus, sie noch in so später Stunde und auf beschwerlichen Wegen zu seinem Besuch kommen zu sehen. Die beiden Gamba nahmen diese Versicherungen mit derselben gleichgiltigen Ruhe wie die herumgereichten Erfrischungen an, dann aber begann Ruggiero mit der Frage, wie der Graf dazu komme, seine junge Frau in dies alte Rabennest am Po zu sperren.

Per Dio! antwortete Graf Guiccioli, durchaus nicht

aus ſeiner Faſſung gebracht, es iſt dies ein ſehr ſchöner Landſitz, ganz beſonders geräumig.

Auf Raum kommt es hier weniger an, Herr Graf, verſetzte Gamba; Raum hatte meine Tochter auch im Kloſter und bei mir zu Hauſe. Ich habe ſie Ihnen gegeben, damit ſie einen Platz in der Geſellſchaft haben ſollte, den ſie als Mädchen nicht einnehmen konnte, nicht aber Platz auf einem Ihrer Güter. Sehen Sie nur, wie elend und krank ſie durch dieſen Aufenthalt ausſieht!

Aber mein Gott! lächelte Guiccioli mit einem vielſagenwollenden Blick; eine junge Frau! bedenken Sie doch! kaum verheirathet! haha! wie ſollte ſie gut ausſehen können?

Tereſa erhob ſich und verließ das Zimmer.

Machen Sie keine Ausflüchte, Herr Graf, ſagte Ruggiero ruhig, ich weiß, daß Sie durchaus nicht im Falle ſind, eine junge Frau als ſolche ſchlecht ausſehen zu machen.

Graf Guiccioli wurde blaß und dann wieder roth. Er hatte ſich geärgert, er wurde zornig.

Graf Gamba! rief er, es hat Niemand ein Recht, ſich um meine ehelichen Angelegenheiten zu bekümmern!

Es fällt mir auch gar nicht ein, ſagte Ruggiero, immerfort ganz ruhig, das im entfernteſten thun zu wollen. Ich bekümmere mich um gar nichts als um

meine Tochter, welche ich in der beſten Geſellſchaft Italiens ſehen will, vergnügt, geſund und — frei! Verſtehen Sie mich?

Allerdings . . .

Nun denn, fuhr Gamba fort, dann werden Sie doch wohl nicht glauben, man habe Ihnen Ihre Frau gegeben, damit Sie dieſelbe zu Hauſe laſſen und allein Ihren Vergnügungen nachgehen können? Mit nichten! Gehen Sie allem nach, wozu Sie Luſt haben, geſtatten Sie aber auch daſſelbe bei Tereſa!

Ich weiß, was Sie ſagen wollen, Graf Gamba, verſetzte Guiccioli kleinlaut, und würde auch gar nichts gegen die Sitte des Landes gehabt haben, wäre mir nicht ein Fremder und ein Ketzer aufgedrängt worden. Allein Sie werden begreifen, daß ein ſtolzer und habſüchtiger Engländer als Hausfreund ebenſoſehr meinen Patriotismus verletzen, als ein Ungläubiger den Frieden meiner Seele ſtören muß.

Graf Gamba lachte.

Wie freut es mich, ſagte er, in Graf Guiccioli alle Eigenſchaften eines Patrioten und rechtgläubigen Katholiken zu finden, welche Mißwollende ihm abzuſtreiten ſo oft bemüht ſind. Ich für meinen Theil hatte nie an Ihrem Haß gegen die habſüchtigen Engländer gezweifelt, allein mit dem Ketzer ſind Sie doch wohl ein

wenig zu ſcrupulös. In dieſem Fall liegt indeß auch gewiß eine Ausnahme vor. Ich weiß mit Beſtimmtheit, daß Lord Byron, der aus einem alten ſchottiſchen Königsgeſchlecht abſtammt, nichts weniger als habſüchtig iſt, denn er ſtreut das Gold oft mit vollen Händen aus, und er iſt auch nicht ſtolz, da er mit Leuten aus allen Ständen umgeht. Er iſt ferner ein ganz ausgezeichneter Patriot, denn er ſchwärmt für die Wiederherſtellung Italiens ſo lebhaft als nur irgend möglich, und ſo müſſen Sie ihm denn den Ketzer am Ende ſchon hingehen laſſen, beſonders da es zunächſt Tereſens Angelegenheit iſt, wie weit ſie es mit ihrem Seelenheil wagen will. Uebrigens, fuhr er, da Guiccioli ihn zu unterbrechen Miene machte, mit einer abwehrenden Bewegung und aus dem ſeitherigen ironiſchen Ton in den vollen Ernſtes fallend fort, übrigens iſt hier das Wohl meiner Tochter das höchſte Gebot; ſie verzehrt ſich in der Einſamkeit, und ſo verlange ich, unter Androhung anderweitiger Schritte, welche ich ſonſt als Vater thun müßte, daß Tereſa der Geſellſchaft, mindeſtens der Geſellſchaft ihres Freundes, wiedergegeben werde. Ich erwarte Ihre Antwort, Graf Guiccioli!

Der alſo Interpellirte war verwirrt und um eine ſofortige Antwort verlegen. Er verlangte Bedenkzeit, um ſich mit ſeinem Gewiſſen einigen zu können, und verſprach ſeine Antwort für den nächſten Morgen.

Unter den üblichen Umarmungen trennte ſich dann die Geſellſchaft.

Am nächſten Morgen erklärte Graf Guiccioli in Tereſa's Anweſenheit den beiden Gamba ſeufzend, er habe ſich mit ſeinem Gewiſſen dahin abgefunden, daß er das Freundſchaftsbündniß zwiſchen dem engliſchen Lord und Tereſa dulden wolle, allein um bei der rechtgläubigen Kirche keinen Anſtoß zu erregen, nicht öffentlich.

Tereſa iſt krank, ſagte er, krank durch die Einſamkeit und den Mangel an Unterhaltung. Um ihr dieſe zu gewähren und jene aufzuheben, wollen wir den Lord bitten, uns hier zu beſuchen, und Sie, meine würdigen Freunde Pietro und Ruggiero, werden uns hoffentlich auch das Vergnügen Ihrer Geſellſchaft auf längere Zeit gönnen.

Je nachdem, verſetzte Ruggiero trocken.

Man kam überein, daß Pietro ſelbſt, nach Beſorgung eines nothwendigen Geſchäfts auf dem oberhalb am Po gelegenen Landſitz der Gamba, einen vom Grafen Guiccioli geſchriebenen Einladungsbrief nach Venedig an den Lord bringen ſolle.

Pietro Gamba war eine noch heftig glühende Jünglingsnatur. Mit ſeinem Vater und durch ihn in den weitverzweigten Bund des Carbonarismus verſchlungen, hatte er, neben ſeinem Intereſſe für die Wiederherſtellung der Freiheit, Unabhängigkeit und Einheit ſeines

Vaterlandes, nur noch eine vorwiegende Neigung, die für seine Schwester Teresa. Mit der der Jugend eigenen Ausschließlichkeit sah er indeß auf dem politischen Gebiet nicht weit genug, um zu begreifen, daß, einer so solidarischen Interessenverknüpfung wie die heilige Allianz gegenüber, ein einseitig nationaler Standpunkt unzureichend sei, und war dadurch im Stande, einen sonst auch noch so tüchtigen Bundesgenossen nur aus dem Grund zu verschmähen, weil er seiner Nationalität fremd war; denn, sagte er, Italien muß sich selbst helfen können; kann es das nicht, so ist es des Ziels seiner Wünsche nicht werth; wozu dann die Fremden? Und was seine Schwester anging, so gönnte er sie zwar dem Grafen nicht, allein einem Fremden noch weniger. Dies waren die Gründe, welche ihn seinen Auftrag mit geringer Bereitwilligkeit entgegennehmen ließen, und er brachte ein ungünstiges Vorurtheil gegen den Adressaten seines Briefes mit auf den Weg.

Byron, zu welchem wir jetzt wieder zurückkehren, fühlte sich durch den Umgang und die Theilnahme Trelawney's sehr erheitert. Als ihm Dieser eines Tages den Vorschlag zu einem Ausflug nach dem festen Land hinüber machte, ließ er Pferde für ihn, sich, Tita und Cuno vom Lido nach Fusina schaffen, sie ritten von dort erst am Brentakanal hin und nach La Mira und von da nach Padua weiter, wo sie auf einige Tage ihr

Hauptquartier für fernere Ausflüge aufschlugen. Ihre Unterhaltung drehte sich meist um das Verhältniß des Lords zu der Gräfin, von welchem Trelawney bald nach seiner Ankunft in Venedig unterrichtet worden war.

Der Capitän lachte über eine allerdings possirliche Beschreibung, welche ihm der Lord von dem Grafen Guiccioli machte.

Also bei seinem vielen Geld ein Spieler und Wucherer? sagte er; schöne Eigenschaften das! Da werden die kleineren Laster wohl auch nicht fehlen?

Doch, Capitän! Das ist anerkennungswerth, daß er sich mit Kleinigkeiten nicht abgibt. Er raucht, trinkt und schnupft nicht und macht keine Verse!

Aber etwas anderes thut er! rief der Capitän, was ihn höchst gefährlich macht! Bei der letzten Vereinigung meiner Section wurde vor ihm gewarnt als vor einem Spion des römischen Hofes.

Ganz glaublich! Man sollte aus seinem Schloß am Po — die Gräfin nennt es in ihren Briefen immer nur den Rabenthurm — einen Hungerthurm für ihn machen.

Dies Gespräch wurde in den Straßen der Stadt Padua geführt, in welchen die beiden Freunde eines Nachmittags lustwandelten.

Ach, hier ist der Laden des Signor Cameroni! rief Byron plötzlich innehaltend; lassen Sie uns hier herein-

treten, ich will mein kürzlich erhaltenes Honorar für den dritten Geſang des Childe Harold, den Gefangenen von Chillon und Manfred hier deponiren. Sie wiſſen, es ſind 2400 Pfund, und mit denen kann ich mich doch nicht lange herumſchleppen, obgleich mir noch nie etwas leichter geworden iſt, als das Geld.

Sie traten ein. Das Erſte, was ihnen in die Augen fiel, war der Graf Guiccioli, welcher ſich in dem Laden befand. Er und der Lord umarmten ſich, dann ſtellte dieſer Trelawney vor, welcher ſich mit einem halb in ſeinem Bart verlorenen Lächeln herabbückte, um die ihm gebotene Hand des Grafen zu ergreifen.

Entzückt, die Herren hier zu ſehen! rief Letzterer. Was führt Sie hierher? Halten Sie Villeggiatura, Mylord?

Etwas dergleichen, mein theurer Graf. Und Sie?

Ein Freundſchaftsbeſuch bei meinem theuerſten Signor Cameroni! Das iſt alles.

Und er drückte die Hand des Bankiers über den Ladentiſch hinüber.

Byron händigte dieſem das Geld ein und der Graf folgte mit begierigem Blick der Aufzählung der namhaften Summe.

Wie befindet ſich Ihre Donna, Signor Conte?

Danke, ganz vortrefflich. Die Landluft behagt ihr ausgezeichnet. Sie blüht wie eine Roſe.

Bitte, machen Sie ihr meine Empfehlung. Adieu, mein theuerſter Freund! — A revederci!

Als der Graf an dieſem Abend nach Hauſe kam, fand der ſchon erzählte Beſuch der beiden Gamba ſtatt.

X.

Am folgenden Tag machten Byron und Trelawney einen Ritt am Po hinauf. Nach etwa zwei Stunden gelangten sie an eine offene Stelle des Flußufers, wo auf einer kleinen Anhöhe eine freundliche Villa lag, umkränzt von einem malerischen Zug fichtenbewachsener Hügel. Byron fragte einen vorübergehenden Landmann nach dem Eigenthümer. Der Graf Gamba! war die Antwort. Byron war bewegt. Trelawney, es bemerkend, hielt an, um den Bedienten eine Weisung zu geben.

Der Dichter ritt allein eine Strecke am Fluß hinauf, stieg dann ab, und, zwischen den Weiden des Ufers niedersitzend, schrieb er in sein Taschenbuch die Verse des schönen Gedichtes:

An den Po.

O Strom, du rollst am alten Schloß dahin,
Wo die Geliebte weilet und am Strand
Hinwandelnd, jetzt vielleicht in ihrem Sinn

Für mich ein flüchtig ſchwach Andenken fand.
Denn deine tiefe, breitgeſchwellte Fluth
Iſt ja ein Spiegel für mein Herz und Leid,
Drein ſie mag leſen der Gedanken Gluth,
Die, wild und raſch wie du, ich ihr geweiht.
Was ſag' ich? meines Herzens Spiegel nur?
Iſt deine Fluth nicht finſter, ſchnell entrafft?
So war und iſt ſtets meines Seins Natur,
Und lang war ich gleich dir an Leidenſchaft.
Die Zeit bezwang mich, doch auf lange nicht.
Auch du, verwandter Strom, lachſt deiner Banden,
Wenn deiner Flutben Wucht die Dämme bricht,
Doch ſchwinden ſie auch dir, wie meine ſchwanden.
Doch blieb Zerſtörungsſpur, und auch jetzt wieder
Rollt unſer Lauf hin, wie er einſt gerollt:
Du eileſt ſtürmend zu dem Meere nieder,
Und ich — zu lieben, wo ich nicht geſollt!
Der Strom, den ich erblicke, eilet fort
Nach ihrer Heimath, murmelt ihr zu Füßen,
Ihr Blick ruht drauf, wenn ſie im Zwielicht dort
Des Meeres Lüfte, harmlos kühlend, grüßen.
Sie wird dich ſehn, ich habe dich geſehn
Und dachte dran, und ſeit dem Augenblick
Magſt du im Traum, im Wachen vor mir ſtehn,
Ein Seufzer kehrt dann ſtets zu ihr zurück.
Dein Waſſer ſpiegelt ihres Auges Licht,
Sie ſieht die Woge, die ich angeblickt,
Doch mir begegnet, ſelbſt im Traume, nicht
Die Welle wieder, die ihr Aug' beglückt.
Die Fluth mit meinen Thränen kehrt nicht wieder.
Kehrt die zurück, an der ſie rollt vorbei?
Wir Beide gehn an deinen Ufern nieder,
Ich an dem Quell, am Meer ſie, blau und frei.
Doch was uns trennt, ſind keine tiefen Wogen,
Kein Raum der Erde, und doch tiefer fließt
Die Grenze, die das Schickſal uns gezogen,

Als unſrer Heimath Land verſchieden iſt.
Der Fremde liebt des ſchönen Südens Kind,
Der hinter jenen Bergen fern geboren,
Doch iſt ſein Blut ſo heiß, als ſei der Wind
Ihm fremd, in dem des Nordens Eis gefroren.
Mein Blut iſt ſüdlich heiß! Wär' es nicht ſo,
Dann lebt' ich noch daheim im Vaterlande
Und trüge nicht, vor Qualen nimmer froh,
Der Liebe, ſicher nicht der Liebe, Bande!
Umſonſt der Kampf! ſo will ich denn vergehn,
In Lieb' und Leben bleibend, was ich war!
Ward ich aus Staub, werd' ich zu Staub verwehn,
Dann findet Ruh mein Herz auf immerdar. —

Als er ſich erhob und zu Trelawney zurückkehrte, bemerkte Dieſer Spuren von Thränen in ſeinen Augen. Er ging gern auf den Vorſchlag des Dichters ein, einige Stunden in dieſer maleriſchen Gegend zu verweilen.

Sie waren bis gegen Abend in der Nähe der Villa am Ufer des Po geblieben und ſtanden im Begriff, endlich zurückzukehren, als ſie auf der andern Seite des Fluſſes einen einzelnen Reiter bemerkten, welcher langſam hin- und herritt und eine Furth zu ſuchen ſchien. Allein der Fluß war angeſchwollen und ſchlug ſich mit lautem Brauſen durch die Weidengebüſche hin, welche ihn auf beiden Seiten begrenzten. Endlich trieb der Reiter, ungeduldig, ſein Pferd geradeswegs in die Fluthen und wollte es, wie es ſchien, den Fluß durchſchwimmen laſſen. Anfänglich ging dies ganz gut; als er ſich aber der Mitte und der Hauptſtrömung näherte, gerieth

er in Wirbel, das Pferd wußte sich nicht mehr zu helfen und wurde unter ihm weggerissen, er selbst blieb mit dem Sporn des einen Fußes in dem Sattelzeug hängen; als er sich nun auf seine eigene Schwimmkunst verlassen wollte, schleifte ihn das in der Strömung treibende Pferd fort, und er war in der augenscheinlichsten Gefahr, zu ertrinken.

Allein kaum war es von den, auf dem andern Ufer Zuschauenden bemerkt worden, wie der Reiter den Sattel verlor, als auch der Lord schon seine Oberkleider abgeworfen und sich in den Strom gestürzt hatte. Ihm, der vielleicht der geschickteste und ausdauerndste Schwimmer seines Zeitalters war, konnte der rauschende Strom kein großes Hinderniß werden; bald hatte er den Dahintreibenden erreicht, ihn von dem Pferde losgemacht und war im Begriff, ihn um den Leib zu fassen, als dieser mit einer abwehrenden Bewegung des Dankes sich herumwarf und nun ebenso den gewandten Schwimmer zeigte, indem er fast gleichzeitig mit seinem Retter vor der Villa ans Ufer kam.

Als er sich dankend zu ihm wenden wollte, unterbrach ihn der Lord freundlich:

Es war Menschenpflicht, nichts weiter. Ich bin überzeugt, Sie hätten mir und jedem Andern dasselbe gethan.

Ich danke Ihnen dann nur für die gute Meinung, die

Sie von mir haben, verſetzte der andere, die naſſen Locken aus einem ſchönen, jugendlichen Geſicht zurückſtreichend, — ſieh da, mein Pferd, welches ſich nun auch herausgearbeitet hat — aber den Namen meines Retters darf ich doch wohl wiſſen?

Was thun Sie mit einem Namen? Laſſen Sie uns als unbekannte Freunde ſcheiden, und treffen wir uns einmal wieder, ſo werden wir uns doch kennen.

Nun denn! rief der junge Mann ungeduldig, etwas werde ich denn doch von Ihnen erlangen können! Sein Sie mit Ihrer Geſellſchaft heute mein Gaſt hier auf der Villa meines Vaters!

Graf Pietro Gamba? rief jetzt Byron mit frohem Erſtaunen.

Derſelbe!

Nun denn, Ihr Gaſt iſt Ihnen dann nicht fremd. Mein Name iſt Byron.

Ein ſchweigender und herzlicher Händedruck erfolgte, dann begab ſich Gamba mit ſeinen beiden Gäſten nach der Villa.

Es währte nicht lange, bis ſich Gamba einer-, Byron und Trelawney anderſeits, durch verſchiedene Zeichen und Merkmale, als Anhänger des Carbonaribundes erkannten. Denn perſönlich untereinander bekannt waren die wenigſten. Die eigenthümliche Organiſation des Bundes ermöglichte das und hatte zugleich den

Vortheil, daß eine Entdeckung der Verbindung immer nur eine theilweiſe ſein konnte. Die ganze Geſellſchaft war nämlich in Sectionen, Venta genannt, von verſchiedener Stärke eingetheilt. An der Spitze jeder Venta ſtand ein Chef, welcher mit mehreren Führern der andern Venta in eine ſolche, obere zuſammentrat. Aus dieſen ſonderten ſich wieder Einzelne aus, welche in einer höchſten Venta die Leitung des ganzen Bundes übten. So kam es, daß dieſe Oberen nur die Mitglieder der mittleren Venta theilweiſe, die der unteren gar nicht officiell kannten, die Mittleren kannten die oberen Chefs und ſich untereinander, allein von denen unter ihnen wußte jeder nur um die Leute ſeiner eigenen Venta, und dieſe wiederum waren nur unter ſich und mit ihrem Führer bekannt. Ein vollſtändiger Verrath der ganzen Geſellſchaft war mithin, auch aus derſelben heraus, ganz unmöglich; beträchtlich konnte zwar durch Verrath eines der Mitglieder der oberen und mittleren Ordnung geſchadet werden, allein dorthin rückten immer nur Leute vor, deren man ganz ſicher ſein konnte, und die ſich, im Fall einer Verrätherei, des Todes durch einen Carbonaridolch gewiß wußten, ſo daß der Spionage nichts als der Eintritt in die unterſte Reihe übrig blieb, welcher ebenſo undankbar als gefährlich war.

Byron hatte, ſogleich nach der Erkennung, von Pietro Gamba den Brief des Grafen erhalten und, in der

beſten Laune über das bevorſtehende Wiederſehen und die gelungene Rettung, denſelben mit Rückſicht auf die geſtrige Begegnung in Padua aufs beſte commentirt. Man kam überein, ſchon mit dem nächſten Morgen nach dem Schloß am Po aufzubrechen.

Der Grund, welcher den jungen Gamba noch vor der Sendung nach Venedig nach der Villa getrieben und zu dem gewagten Uebergangsverſuch über den Po genöthigt hatte, war eine Zuſammenkunft einer unteren Venta, welche er, als deren Vorſteher, auf dieſen Abend in einem zu der Villa gehörigen, tief im Gebüſch verſteckt liegenden Sommerpavillon anberaumt hatte.

Byron und Trelawney wohnten dieſer Zuſammenkunft, welche zwar kein beſonderes Intereſſe für ſie bot, wie die übrigen Theilnehmer maskirt oder auf ſonſtige Weiſe unkenntlich gemacht bei, und benutzten dieſe Gelegenheit, um Trelawney's Diener, den Deutſchen Cuno, in die Geſellſchaft eintreten zu laſſen. Tita war ſchon lange Mitglied und ſogar Vorſtand einer venetianiſchen Gondolierventa.

Pietro Gamba hatte plötzlich alle ſeine ſeitherige Abneigung gegen die Fremden verloren; er geſtand ſich zu, daß er noch an demſelben Mittag jeden gleichgültigen Deutſchen oder Engländer kaltblütig hätte im Po ertrinken ſehen, ohne einen Finger zu regen, und machte den betreffenden Rückſchluß auf ſich ſelbſt.

Bis ſpät in die Nacht hinein ſaßen die drei neuen Freunde beiſammen, von der beſten Laune des Lords erheitert. Gamba brachte von ſelbſt das Geſpräch auf ſeine vorherige Abneigung gegen die Fremden und ſeine ſchnelle Bekehrung. Die Engländer lachten über das aufrichtige Bekenntniß, und nachdem Trelawney ſeine kurzgefaßte, kosmopolitiſche Theorie auseinandergeſetzt hatte, traveſtirte ſie der Lord durch eine ſchnell improviſirte Strophe:

Wem zu Hauſe der Kampf für die Freiheit verſagt,
Der ſtelle wo anders den Kragen!
Er denke an Roms und an Griechenlands Macht
Und laſſ' auf den Schädel ſich ſchlagen!
Für Menſchenwohl ſtreiten iſt edel und gut,
So war ſtets der Ritter gewohnt es,
Drum fechtet für Freiheit ihr, wo ſich's nur thut!
Strick, Blei oder Adel belohnt es!

Gamba fühlte ſich von dem Humor des Dichters eigenthümlich angeregt; er war eine weſentlich pathetiſche Natur, und das Selbſtbewußtſein, welches die Laune erfordert, wurde ihm fremd, ſobald er anfing ſich zu begeiſtern.

Man trank in ſanguiniſcher Hoffnung auf das Wohl und die Freiheit aller Völker und Länder, vor allem Italiens. Trelawney und Byron wollten ſich mehr von den Italienern verſprechen als Gamba, welcher ſeine Landsleute beſſer kannte.

Wenn der Ruf, ſagte er, mit welchem ſich heute Abend die Verſammlung trennte, nur bald eine Wirklichkeit würde!

Es war viel geſagt mit wenigen Worten, fiel Trelawney ein, Tod den Päpſten und Prieſtern! Nieder mit dem Adel!

Und mit den Wucherern und Meuchelmördern! ergänzte Byron.

Tita füllte mit einem behaglichen Grinſen das geleerte Glas des Dichters.

Wenn die Italiener einmal anfangen, fuhr dieſer fort, werden ſie auch etwas Tüchtiges leiſten. Der Muth des Franzoſen hat ſeinen Grund in der Eitelkeit, der des Deutſchen im Phlegma, der des Türken im Fanatismus. Der Spanier iſt tapfer aus Stolz, der Engländer aus Kälte, der Holländer, weil die Tapferkeit bei ihm einmal hergebrachte Ordnung iſt. Der Ruſſe hält aus Gefühlloſigkeit den ärgſten Kugelregen aus, der Schweizer ſteht da in wahrem und gerechtem Patriotismus, aber beim Italiener iſt der Zorn die Triebfeder, und wenn die einmal angezogen iſt, ſchnellt ſie weit. Sie werden ſehen, er wird nichts ſchonen, wenn er anfängt.

Gamba ſeufzte, und Trelawney mahnte zum Aufbruch mit Rückſicht auf den für den nächſten Tag bevorſtehenden weiten Ritt.

Der Lord war der Erste, welcher sich am folgenden Morgen bei guter Zeit auf den Füßen befand; denn wenn er auch zu Hause den Comfort sehr liebte, so war er doch in keiner Weise dessen Sklave, und auf Reisen ließ er nicht gern auf sich warten.

Bald begegnete er seinem jugendlichen Wirth und ließ sich von diesem, welcher ihn mit aller Zärtlichkeit eines jungen, zur Freundschaft gestimmten Gemüthes begrüßte, an allen Plätzen des Hauses und Gartens herumführen, welche der Aufenthalt Teresa's in ihren ersten Jugendtagen gewesen waren.

Sie wollte anfänglich nicht ins Kloster, sagte Pietro; halb in Wald und Feld aufgewachsen, hatte sie einen Schrecken vor dessen Mauern. Als man ihr aber begreiflich machte, daß es für ihre Erziehung eine Nothwendigkeit sei, fügte sie sich, und gewann dann den Aufenthalt so lieb, daß es Mühe kostete, sie von dort zu entfernen, als sie mit dem Grafen verheirathet werden sollte.

Sie hatte also den Grafen vorher gar nicht gesehen? fragte der Dichter.

Bewahre! versetzte Pietro, mit naivem Erstaunen über diese Frage; der Graf sah einmal ihr Bild, und da sie allgemein für sehr schön galt, so hielt er um sie an. Mein Vater hatte nichts gegen ihn einzuwenden, denn er ist sehr reich und hatte vorher schon zwei

Digitized by Google

Frauen gehabt, von welchen man wußte, daß er ſie ſehr gut behandelte. Er ließ alſo Tereſina kommen und gab ſie ihm.

Und was ſagten Sie dazu? fragte Byron geſpannt.

Nichts, denn ich wurde gar nicht gefragt. Allerdings war es mir nicht ganz recht. Ich dachte — es war der närriſche Gedanke eines jungen Menſchen ohne Erfahrung — ich dachte, es ſei beſſer, wenn ſie nicht ſo verhandelt würde, ſondern nach eigner Wahl einen Mann heirathete, den ſie liebte, was doch bei dem Grafen nicht der Fall ſein konnte. Was denkt man nicht alles, wenn man jung iſt! Nun, Gott hat es gefügt, wie er wollte.

Gamba's Diener unterbrach dies Geſpräch durch die Meldung, daß alles zur Abreiſe bereit ſei und Capitän Trelawney ſchon zu Pferd ſitze. Schnell waren auch die beiden Andern in den Sätteln.

Tita, Cuno und Battiſta, ein Diener, den Gamba von der Villa mitnahm, folgten.

Cuno hatte ſchon an dem erſten Tag ſeiner Ankunft in Venedig eine ſtille Verehrung für den Lord gefaßt, welche ſich im Lauf der Zeit zu einer Art von Leidenſchaft ſteigerte und durch Tita's Mittheilungen ſtets genährt wurde. Dem Lord war dadurch ein zweiter, nicht minder treuer Wächter ſeiner Perſon, als Tita, geworden.

Die Reiter wurden mit dem freundlichſten Willkomm empfangen, als ſie an dem Schloß am Po anlangten. Der Graf und ſeine Tochter, welche ſie kommen ſahen, waren ihnen an das Portal entgegengegangen. Ihre Freude ſteigerte ſich noch, als ſie von der Art und Weiſe, wie Pietro die Bekanntſchaft des Dichters machte, hörten. Graf Guiccioli hatte ſich, um ſich die Verlegenheit einer erſten Begrüßung zu erſparen, ſchon an demſelben Tag unter einem Vorwand für einige Zeit nach Ravenna entfernt.

Es freut mich, Mylord, ſagte der ſtattliche Graf Ruggiero Gamba zu dem Dichter, ihm die Hand ſchüttelnd, in einem ſo guten Patrioten und ausgezeichneten Poeten auch zugleich den Retter meines Sohnes begrüßen zu können.

Und mich freut es, verſetzte dieſer, unter dem italieniſchen Adel ſo biedere Herzen und ſtattliche Figuren zu finden, wie ſie das normanniſche Blut der engliſchen Edeln nur irgend aufzuweiſen hat.

Trelawney lächelte.

Lachen Sie nur, Capitän! ſcherzte der Lord, es bemerkend, Sie haben auch ſchon Carrikaturen auf beides kennen gelernt.

Was wollen Sie? verſetzte dieſer, auf den Scherz eingehend; iſt mein hoher Vorgeſetzter, Se. Gnaden der

Herzog von Wellington, nicht ebenso groß als Graf Gamba?

Er übertrifft ihn sogar noch in der Nase! Ein Römer sollte sich das nicht gefallen lassen, Graf Gamba!

Was will man machen? entgegnete dieser launig. Ich entschädige mich durch meinen Bart. Der Herzog kann nicht, wie ich, bei seinem Bart schwören, denn soviel ich weiß, hat er keinen.

Der milde Hauch des Vorfrühlings begann jetzt über der Romagna zu lächeln, und die kleine Gesellschaft auf dem Schloß am Po fühlte sich dort auf einmal so behaglich beisammen, daß die beiden Gamba sich entschlossen, die Einladung des Grafen Guiccioli auf einige Zeit zu benützen, und Trelawney, der eine Reise politischer Natur nach Neapel beabsichtigte, sich von Tag zu Tag halten ließ. Ein glücklicher, geselliger Geist war auf einmal in dem Rabennest eingekehrt, welcher umsomehr anhielt, als der Graf Guiccioli seine Rückkunft verzögerte und dabei durch wiederholte Briefe seine Gäste von seinem Bedauern, sie nicht selbst bewirthen zu können, in Kenntniß setzte.

Bei Byron war mit der Nähe Teresa's auch seine Muse wieder eingekehrt. Er arbeitete fleißig an dem Don Juan, dessen erste Gesänge bald im Druck erscheinen sollten; aber auch noch ein anderes Thema schwebte ihm vor dem Geist.

Ueber was ſinnen Sie, Gordon? fragte ihn eines Tages die Gräfin, als ſie ihn an ein Bogenfenſter des weſtlichen Eckthurms gelehnt und auf die Ebene hinausſchauend fand.

Die Umgebung, Tereſa, verſetzte er, hat mir eine Geſchichte, die ich in meiner Jugend las, in Erinnerung gebracht, und ich möchte ſie gern in Form der Romanze in meinen Dichtungen haben.

Und welches iſt dieſe Erzählung?

Sie werden ſie errathen, wenn ich Sie auf die Scenerie aufmerkſam mache.

Nun denn, ich höre!

Ich ſehe dies Rabenneſt nicht wie jetzt, ſondern wie es einſt war, das Thor geſchloſſen, Waſſer in den tiefen Gräben, die Zugbrücke aufgezogen, ein Wächter mit ſtets bereitem Horn auf dem Thurme. Im Innern eine wilde Schaar! Trotzig, bärtig, ſtets in den Waffen, verwünſchen ſie die kurze Raſt, welche ihnen ſeit einigen Tagen gegeben. Allein ſie verſtummen, ſobald der Blick des vorbeiſchreitenden Herrn ſie trifft, denn der kleine, bärtige Alte hat etwas Dämoniſches in ſeinem Auge. In einem Eckfenſter des oberen Geſchoſſes ſitzt eine Dame, die junge Gattin des alten Häuptlings. Vor ihr ſteht ihr Page, ein ſchlanker Junge, faſt noch im Uebergang des Knaben zum Jüngling, allein ſeiner zarten Geſtalt iſt eine gewandte Kraft, ſeinem ſchönen Ge-

ſicht eine unternehmende Kühnheit aufgeprägt. So oft ſich ihre Blicke begegnen, haften ſie unauflöslich ineinander, denn

Es ſtrahlte ihrer Augen Pracht,
Schwarz wie der Himmel in der Nacht,
Daraus ein ſanfter Schimmer bricht,
Um Mitternacht ein Mondenlicht.
Dem Sommerſee die Stirne gleicht,
Auf ſeinen Grund blickt Sonnenſchein,
Kein Wogenmurmeln ihn durchſtreicht,
Der Himmel ſpiegelt ſich darein.

Das iſt das erſte Bild!

Ich verſtehe noch nichts.

Der erſte Morgenſtrahl leuchtet über das Schloß, aber ſchon iſt alles darin geſchäftig. Das Thor wird geöffnet, die Zugbrücke ſinkt; weit und grau, einſam wie nie von eines Menſchen Fuß betreten, dehnt ſich ringsum die Ebene, in weiter Ferne von düſteren Waldesſchatten begrenzt. Ein junges wildes Roß, vor kurzem erſt eingefangen, wird, in ſeinen Banden ſich bäumend, auf jenen Hügel geführt. Auf einen Wink des Herrn bringen vier Knechte einen Gefeſſelten aus dem Schloß und an das Pferd, ſie reißen die Kleider von ſeinem Leibe, ſie ſchwingen ihn hinauf, im Nu iſt er, Rücken an Rücken, mit Stricken an das Pferd gebunden, unter ſchnellen Meſſern fallen nun deſſen Bande, jetzt iſt es frei, in einem Sprung in die Höhe verſucht es ſeine Kraft,

dann fliegt es, unter dem wilden Hallo der Krieger, wie ein Pfeil über die graue Ebene dahin:

Dahin dahin, und ab und auf,
Ging's stürmend wie des Bergstroms Lauf.

An einem Fenster des Schlosses hat die Dame, ans Gitter geklammert, dem entsetzlichen Schauspiel zugesehen — jetzt stürzt sie zurück. Das ist das zweite Bild.

Mazeppa! rief die Gräfin.

Mazeppa! das alte Thema von der unendlichen Liebe, der unendlichen Eifersucht, der unendlichen Rache. Das dritte Bild ist nun leicht zu errathen: wie der aufs Roß gebundene Jüngling nach Gefahren und Qualen gerettet wird, wie er mit seiner Freundesschaar vor das Schloß zieht und seine Bewohner in Brand und Blut vernichtet, wie er aber über das Schicksal seiner Geliebten nie ein Wort vernimmt, ihr Bild sein Lebenlang greifbar vor ihm schwebt und ihn noch in dem Augenblick begeistert, da er als Greis seinem Waffengefährten, dem ritterlichen Schwedenkönig, seine Geschichte erzählt:

In solchem wilden Taumel lieben
Wir noch im Alter, was geblieben,
Den Schatten aus vergang'ner Zeit —

Der Dichter schwieg und drückte die Stirne an die Wand.

Was ist Ihnen?

Nichts, Teresina! Es ist vorbei. Ich glaube an keine Schatten mehr, sagte er, sie heiter anblickend.

Schnell, wie der Plan des Gedichtes gemacht war, ging es auch mit der Ausführung. In dem östlichen Eckthurme wurde ein Tisch zurecht gerückt, an welchem die Gräfin ihren Platz nahm, und die schnell hingeworfenen Phantasiebilder des an den Fenstern auf und abgehenden Dichters auf das Papier fesselte, in einer schönen, runden und fließenden Frauenhand, welche von der zerhackten, sprungweisen, oft unleserlichen Schrift Byrons beträchtlich abstach.

Die sanfte Frühlingsluft rief die kleine Gesellschaft des Rabenthurmes oft hinaus ins Freie. Als sie eines Tages, der Lord mit Teresa einige Schritte voran, am Ufer des Flusses hinaufgingen, blieb Byron plötzlich stehen und richtete dann seine Schritte seitwärts nach einer kleinen Erhöhung, von welcher zwei einzelne, aufgerichtete Steine herabblickten.

Die Steine dort, sagte er zu seiner Begleiterin, erinnern mich an die alten Heldenmonumente in einer Gegend, wo ich den größten Theil meiner ersten Jugend verlebte, tief im Norden, Teresina, in Schottland. Ein einfacher, aufgerichteter Stein ehrte dort einst, unbehauen und unbeschrieben, das Andenken dessen, der auf der Haide im Kampfe fiel.

Vor den Steinen angelangt, blieb man ſtehen, und der Lord las laut die Inſchriften, welche ſie, ohne weitere Verzierung, auf der vorderen, glatt behauenen Seite trugen:

Martini Luigi
Implora pace.

lautete die eine;

Lucrezia Picina
Implora eterna quiete.

die andere.

Wie einfach und wahr! Martini Luigi fleht um den Frieden . . . Lucrezia Picina fleht um die ewige Ruhe. Wer mögen ſie ſein, ſie, bei denen Zeit und Ort ihrer Geburt und ihres Todes, ja, alles bis auf ihren Namen, von dem Gedanken an das Jenſeits verdrängt worden iſt?

Die Gräber ſind alt, ſprach Graf Gamba, welcher inzwiſchen herbeigekommen war, viel älter als ich, doch wenn ihr heute Abend Geduld haben wollt, ſo will ich euch ihre Sage erzählen, wie ſie heute noch im Mund des Volkes lebt.

XI.

Blicken wir einen Moment nach Venedig zurück, um zu sehen, was aus dem verwaisten Palast Mocenigo und seinen Insassen, den biederen Fletcher an ihrer Spitze, geworden ist.

Dieser würdige Mann beschäftigte sich, außer einer sorgfältigen Pflege der Papageien, der Truthühner und des großen Affen Mylords, hauptsächlich damit, die bei ihm zurückgebliebene italienische Dienerschaft seines steten Mangels an Gewogenheit zu versichern. Briefe und Zeitungen schickte er nach Padua, obwohl er in der letzten Zeit wohl wußte, daß der Lord sich dort nicht mehr befinde.

Eines Tages aber wurde Fletcher aufs angenehmste überrascht. An der sonst so lebhaften Palasttreppe, welche nun schon seit vierzehn Tagen so öde lag, wie Fletchers oberer Schädel, stieß nämlich eines Tages wieder eine Gondel an. Allerlei Gepäckstücke, welche auf dem Verdeck der Barke umherlagen, verkündeten einen

weit Reisenden, und als dieser, aus der Gondel steigend, seinem Bedienten einen Befehl gab, erklang derselbe in der melodischen Sprache Altenglands.

Fast wäre Fletcher aus der Rolle gefallen und dem Ankommenden von der oberen Flur die Treppe hinab entgegengeeilt doch besann er sich noch rechtzeitig; hielt sich mit Macht an dem Treppengeländer fest und erwartete mit ruhiger Würde auf seinem geziemenden Posten den Besuch.

Dieser, eher mit behaglichem als eiligem Schritt heraufsteigend, war ein Mann von mittlerer Statur und mittleren Jahren. Sein Gesicht hielt zwischen mager und voll die richtige Mitte, sein Teint, animirt und durchsichtig, das glänzende dunkle Auge, das dunkle lockige Haar und der volle, von einem schalkhaften Zug umflogene Mund verleugneten jedoch auf den ersten Blick den ächten Sohn Altenglands und wiesen auf einen Sproß des grünen Erin hinüber. Und so war es; der Fremde war ein Irländer und zwar nach Wellington der berühmteste lebende Irländer, der Dichter Thomas Moore. Ein Triumvirat stand damals und steht jetzt noch an der Spitze der letzten Glanzepoche der englischen Literatur, in welchem jede der drei von Großbritannien umfaßten Nationalitäten vertreten ist: der Engländer Byron, der Schotte Walter Scott, der Irländer Thomas Moore.

Wer von ihnen war der Größte? Ebenso gut könnte man Rose, Distel und Kleeblatt in Vergleich ziehen wollen! Lord Byron war im In- und Ausland am schnellsten berühmt, nicht weil er den hohen aristokratischen Namen trug, nicht wegen des Interesses, welches seine eigenthümlichen Schicksale erregten — das kam alles nur in zweiter Reihe nach dem Ausdruck, den er der Empfindung seines Zeitalters gab, dieses Zeitalters, welches, aus einer civilisirten Barbarei erwacht, die Ideale des Wahren, Guten, Schönen vor sich gestellt sah, daran glaubte, danach haschte und nach den vergeblichen Versuchen, sie zu erreichen, sich in Verzweiflung gegen sich selbst wandte. Er war der Poet eines in der modernsten Sprache lächerlich gewordenen Begriffes: des Weltschmerzes, des ungelösten Widerspruchs zwischen Können und Wollen, der Faustischen Zerrissenheit zwischen Welt und Geist. Und weil er diese Zerrissenheit selbst erlebte und durchkämpfte, deswegen war er so wahr, deswegen wirkte sein Wort so elektrisch auf die Massen. Denn was boten seine Gedichte vor dem letzten, größten Werk, dem Don Juan? Immer dieselben zerrissenen Männerseelen, immer dieselben stilldulden den, unendlich liebenden, orientalischen Weiber, und doch immer etwas Neues, Wahres, Entzündendes. Hier und da ein Anklang aus der Classicität in den romantischen Stoff gewoben, ein Drama von fehlerhafter An-

lage und unbefriedigendem Schluß — und dennoch! Byron und wieder Byron! seufzte alles, was nur halbwegs ein Stückchen Gemüth hatte.

Und Walter Scott! Er stand außer jenem modernen Zauberkreise; die schottische, ritterlich gerüstete Distel auf der nordischen Haide empfand nichts von dem heißen Wehen des Hauches, welcher den Süden durchstrich. Wenigen seiner damaligen und jetzigen ausländischen Leser ist es bekannt geworden, daß er, ehe er seine Romane schrieb, jahrelang auf dem Dichterroß saß und vortreffliche Romanzen dichtete, bis er einem größeren Genius jenen Platz räumte und auf sein eigentliches, fruchtbares Terrain der pragmatischen Romandichtung niederstieg. Aber auch dort blieb er der streng romantischen Dichtung treu, und, wie Byrons letzter Grundgedanke immer der Weltschmerz ist, so tönt uns bei ihm immer und immer wieder der mittelalterliche Apparat entgegen von:

Wappen, Schild, Schwert, Helm und Lanzensplitter,
Riesen, Drachen, Feen, Zwerg und Ritter.

Er singt, wie er selbst sagt:

Von Thaten aus vergess'nen Zeiten,
Von langvergangnen Fehdestreiten,
Von Wäldern, die nun hingestreckt,
Von Burgen, drein der Rabe heckt,
Von Sitten, die dahin.

Moore, der jüngſtverſtorbene, hat faſt alle ſeine Genoſſen aus jener glänzenden Dichtepoche zu Anfang dieſes Jahrhunderts der Lebenszeit nach überdauert, aber kein Stäubchen ſeines eigenen Ruhmes überlebt. Er, der Heitere, Gefällige, Formgewandte, der Anakreon ſeiner Zeit, iſt mit dem letzten, größten Lorbeerkranz, den er um das Haupt ſeines Freundes Byron ſchlang, ſelbſt bekrönt, ins Grab geſunken. Allein ſeine reizenden Liebeständeleien, ſeine herrlichen Spiele mit der lichten Seite unſeres Daſeins haben nicht ſeinen Ruhm begründet, und ebenſo wenig that es ſeine reiche Phantaſie, welche uns mit in das Gebiet orientaliſcher Sagenwelt nimmt und mit unwiderſtehlicher Macht gebietet: hier biſt du jetzt zu Hauſe! ſondern die biedere, patriotiſche Treue that es, mit welcher er die poetiſchen Klänge und Klagen ſeines Vaterlandes wiederzugeben verſtand. Und das grüne Erin wußte es ihm zu danken, ſeine Popularität war dort unbegrenzt, und wenn Scott in gleicher Weiſe die Genugthuung hatte, in ſeiner bekannten Geldverlegenheit durch eine patriotiſche Sammlung gedeckt zu werden, ſo paſſirte es Moore, daß ihn, als er in Belfaſt plötzlich im Theater erkannt wurde, ein donnernder Beifallsſturm des zahlreichen Publikums begrüßte und er, keiner Worte mächtig, nur mit Thränen in den Augen und die Hand auf der Bruſt, zu danken vermochte.

Dieſe drei Dichterkönige, unbekümmert um den Streit, welcher von ihnen der Größte ſei, lebten als Freunde neben einander, jeder bereit, dem andern die Palme zu gönnen.

Moore, von Byron mehrfach nach Venedig zu Gaſt geladen, ſchlug auch in deſſen Abweſenheit ſein Quartier im Palaſt Mocenigo auf, wobei ihm Fletcher mit der größten Zuvorkommenheit behülflich war. Letzterer nahm dieſe Gelegenheit wahr, um ſein leidenvolles Herz einmal auszuſchütten..

Ja, Sir, ſagte er, als der Dichter auf die Piſtolengeſchichte anſpielte, es iſt ein Fluch, daß wir nicht in die Ordnung kommen ſollen, ſo lange wir in dieſem verwünſchten Lande ſind. Ich verſichere Sie, und Gott ſtrafe meine Seele, wenn es nicht wahr iſt, daß wir ſeit unſerer zweiten Abreiſe und nachdem wir einmal den Rhein verlaſſen, kein ordentliches Stück Fleiſch gegeſſen und ſeit Genf keine rechtgläubige Kirche geſehen haben.

Empörend! verſetzte Moore, aber ſagen Sie, Fletcher, ich denke doch, Sie ſind bei Mylord nie viel Beſſeres gewohnt geweſen.

O, was das anbetrifft, ſo habe ich allerdings manches durchgemacht. In Portugal, Spanien und Griechenland haben wir vieles ausgeſtanden, aber Mylord war damals jung und auf ſeiner erſten Reiſe, und ein

Gentleman muß ſeinen wilden Hafer ſäen, Sir. Auch hatte man die Ausſicht, endlich nach England zurückzukehren. Aber jetzt iſt's damit aus, Mylord ſetzt die Jugendſtreiche fort und denken Sie, in dieſem fremden Lande! Was müſſen die Leute von uns denken! Wenn noch in England — gut! da weiß man, was man vor ſich hat, ich darf ſogar ſagen, ſolche Dinge kommen dort öfter vor, allein man iſt unter ſich, man weiß, wie weit man gehen kann . . .

Aber Fletcher, unterbrach Moore, wenn Ihr Herz ſo ſehr an England hängt, warum kehren Sie nicht dahin zurück? Mylord wird Sie nicht gegen Ihren Willen halten.

Allerdings hängt mein Herz an England und ich habe meine Familie dort. Aber Mylord verlaſſen, Sir! nein! nur mit dem Leben!

Und wenn er nicht nach England zurückkehrt?

Bleibe ich hier. Ich habe ihn groß werden ſehn und nur der Tod ſoll uns trennen. Ach, die unſelige Miſs Mary. Hätte ſie ihn geheirathet und nicht den Herrn Muſters! Von da an ging es los auf der alten Abtei. Da waren noch einige bei ihm, beſonders Herr Mathews, der war der Aergſte. Er glaubte an keinen Gott, nicht einmal an einen Teufel, und wenn Jemand mit ihm darüber ſtritt, wußte er es immer ſo einzurichten, daß es ausſah, als ob er Recht hätte. Sie

ſpielten mit den Knochen und Köpfen, die in dem unterirdiſchen Gewölb lagen, Fußball, zuletzt fingen ſie ſogar an, aus den Schädeln zu trinken, wobei ſie die alten Kutten der todten Mönche anzogen, natürlich immer nur in der Nacht, denn am Tag lagen ſie gewöhnlich in den Betten bis gegen Abend, und wenn ſie einmal früher aufſtanden, ſo geſchah es, um zu raufen und zu balgen. Mylord und Herr Mathews waren immer vorn dran, Mathews war der Plaiſirrath. Gott ſegne ſeine Seele! er iſt ertrunken, todt, er war gerade ein Herr wie Herr Shelley, ebenſo ungläubig. Es wäre ein Räuberleben geweſen, hätten nicht Gentlemen es aufgeführt. Und ich mußte zuweilen auch mitmachen, ich mußte zum Beiſpiel Mylords großen Hund begraben helfen, wobei Herr Eddleſtone den Feldprediger ſpielte und Herr Noël Long die Kerzen hielt, denn es war in der Nacht, Sir, oder vielmehr früh am Morgen. Mylord und Herr Mathews boxten ſich unterdeß ein wenig.

Und wie war es mit den Mädchen, Fletcher?

Nicht ſo arg, Sir, als man es gemacht hat, Gott ſtrafe meine Seele, wenn das nicht wahr iſt! nicht ſo arg. Es waren einige Mädchen zur Aufwartung da, die durften manchmal ein wenig Claret mittrinken in der Kapelle. Gott ſegne meine Seele! das war alles. Herr Mathews pflegte ſie dann zu gutem Lebenswandel

und Sittſamkeit zu ermahnen, denn, ſagte er, Tugend iſt ein ſo ſchönes, aber ſtellenweiſe gebrechliches Möbel, daß man ſich gar nicht genug beeilen kann, es bei guter Zeit ſicher über den Weg zu bringen, wobei er dann immer lachte und ich meiſtens nicht recht wußte, was er eigentlich hatte ſagen wollen. Herr Noël Long war der Ordentlichſte unter ihnen. Er ſtand gewöhnlich erſt auf, wenn es ſchon ganz dunkel war, im Sommer nämlich, machte gar nicht viel und war um Mitternacht betrunken, worauf er begraben wurde, wie ſie es nannten, das heißt zu Bett gebracht. Herr Mathews machte ihm dann öfters den Mund auf und leuchtete mit dem Licht hinein, um, wie er ſagte, zu ſehen, ob Herrn Longs Geiſt unterdeß Arme und Beine bekommen habe. Einmal überſetzte er den Andern bei Tiſch ein deutſches Schauſpiel, welches von einer abſcheulichen Räuberbande handelte, und machte dann Herrn Long, als er wieder betrunken war, weiß, er befinde ſich in dieſem Augenblick in einem dicken Wald in Deutſchland bei jenen Räubern, und zwar alles ſo lebhaft, daß Herr Long ſpäter, da ihm überhaupt ſein ganzer Aufenthalt auf der Abtei nur wie ein wüſter Traum vorkam, nie recht wußte, ob er wirklich einmal in Deutſchland geweſen ſei oder nicht. Herr Mathews verſtand mehrere Sprachen und liebte es, in ihnen durcheinander zu ſprechen, was ſehr poſſirlich lautete. Manchmal fluchte er unter

großem Beifallgeschrei der andern in sechs Sprachen der Reihe nach ganz gotteslästerlich, Gott segne seine Seele!

Wie konnten Sie aber das alles aushalten, Fletcher?

Nun, versetzte der Kammerdiener treuherzig, man mußte doch auch manchmal mitlachen, besonders wenn Mylord den Teufel beschwor, worauf gewöhnlich ein Gespenst mit Hörnern erschien, unter dem zuletzt eins von den Mädchen herausgezogen wurde. Das Schlimmste, was Mylord machte, war, daß er die eine, Ellen hieß sie, einmal in Männertracht mit nach Bath zu einem Pferderennen nahm und dort für seinen jüngeren Bruder ausgab, denn als sich eine vornehme Dame mit diesem jüngeren Bruder unterhalten wollte, brachte sie ihre Antworten in einem so verwünschten Provinzialdialekt vor, daß man gleich denken konnte, woran man war.

Ein gutes Debüt in der Gesellschaft! lachte Moore, immer noch im Ankleiden begriffen, und was geschah darauf?

Der Lord wurde zornig und jagte das Mädchen nach Hause. In seiner Wuth verzehrte er dann von einer Frühstückstafel vor der anberaumten Zeit den größten Theil einer geräucherten Zunge, und als ihn

nachher die Dame, welche das Abenteuer mit dem jüngeren Bruder gehabt hatte, über die Zunge zur Rede stellte, gab er ihr zur Antwort: „Ich dachte, Madame, daß es der Gesellschaft in Ihrer Gegenwart an Zunge doch nicht fehlen werde.

XII.

Als sich die Gesellschaft auf dem Schloß am Po an dem Abend nach dem beschriebenen Spaziergang wieder zusammengefunden hatte, machte Graf Gamba die versprochene Erzählung.

Zur Zeit der inneren Wirren unseres armen Vaterlandes, begann er, zur Zeit, wo kleine Despoten und Republiken in ewigem Hader mit sich und der Welt lagen, die besten Bürger verbannten oder tödteten, und der große Florentiner Dichter fern von seiner Heimath ein Grab suchen mußte, lebte in geringer Entfernung von hier, in der Stadt Rovigo, ein Waffenschmied, dessen Stahl so hart, dessen Spangen so glänzend waren, als irgendwo in der ganzen Lombardei welche gefunden wurden. Kein Wunder, daß in den Tagen, wo eine gute Rüstung fast ebensoviel werth war als heutzutage ein tiefer Beutel voll Geld, die Edlen aus Venedig und Padua wie aus der Romagna und der Lombardei nicht selten bei Meister Giacomo einsprachen, und die geist-

lichen Herren, die, da ſie nach dem Recht der Kirche kein Blut vergießen durften, in der Schlacht mit Streitkolben dreinſchlugen, waren darunter nicht die wenigſten.

Meiſter Giacomo war noch in ſeinen beſten Jahren und hatte in ſeinem ſchönen und wohlgeordneten Hausweſen eine hübſche jugendliche Frau, die ihn jedoch ohne Kinder ließ. Eines Tages hielt ein hoher Kirchenprälat mit ſeinem Roß und Gefolge vor der Thüre des Meiſters, ſaß ab und erkundigte ſich, hereintretend, nach den fertigen Rüſtungen. Unter mehreren wählte er ſich die ſtärkſte, welche, zugleich auch die ſchönſte und koſtbarſte, reich mit Gold ausgelegt war, und bezahlte ſogleich den verlangten Preis in baarem Gelde, ohne um einen Scudo zu handeln. Giacomo, dem dies ſelten vorkam, machte große Augen auf den hohen Herrn, und als ihn Dieſer nun, ihn in eine Fenſterniſche ziehend, fragte, ob er ihm für gute Entſchädigung einen geringen Dienſt leiſten wolle, ſagte er es zu. Nun hieß der Fremde ſein Gefolge einſtweilen weiter reiten und nur einen Diener zu ſich herein und in ein Zimmer hinter der Werkſtatt treten. Dort nahm er unter deſſen Mantel etwas wie ein großes Bündel hervor, ſchlug eine Decke zurück, und zu dem Erſtaunen des Meiſters lag ein bildſchönes, einige Jahre altes Mädchen da, welches ihn mit großen blauen Augen freundlich anlächelte.

Wollt Ihr das Kind, Lucrezia ist sein Name, bei Euch behalten, Meister Giacomo, sagte der geistliche Herr, und christlich auferziehen, so ist einstweilen dieser Beutel mit Gold Euer, und jährlich werde ich kommen, um nach dem Mädchen zu sehen und Euch weitere Unterstützung zu bringen.

Dem Meister, der, grade weil er keine Kinder hatte, ein großer Kinderfreund war, gefiel die kleine Lucrezia noch besser als das Gold, er hätte sie auch ohne das Gold genommen; so nahm er nun beides und bedauerte nur, daß das Kiud nicht ein Junge war, den er in der Führung seines Hammers hätte unterrichten können. Seine Frau war dagegen mit dem Mädchen um so zufriedener; es galt für das Kind einer entfernt verstorbenen Verwandten, und jemehr es in Ehrbarkeit und Sitte heranwuchs, desto mehr versprach es, die schönste Zierde der Stadt Rovigo unter allen ihren Jungfrauen zu werden. Nur eins war sonderbar, nämlich daß weder der Fremde noch sein Diener etwas Weiteres von sich hören ließen. Indeß machten sich Giacomo und Marietta nichts aus dem Außenbleiben der versprochenen Subsidien, denn nicht einmal den Beutel mit Gold hatten sie angerührt, sondern hofften, ihn dereinst Lucrezia als eine schöne Ausstattung mitzugeben und ihr am Ende gar ihre ganze Habe zu hinterlassen.

Unter solchen Umständen war Lucrezia sechzehn Jahre

alt und das schönste Mädchen von ganz Rovigo geworden; die allgemeine Bewunderung für ihre Schönheit steigerte sich noch durch das bei uns so seltene tiefe Blau ihrer Augen, und sie wurde wegen dieser ihrer Aehnlichkeit mit unseren nordischen Nachbarn gewöhnlich: die Deutsche, la Tedescha, genannt, oder auch, was noch besser lautete: die Blume von Rovigo.

Die Blume von Rovigo war also wie gesagt sechzehn Jahre alt geworden und hatte, ihrer Schönheit und voraussichtlichen Mitgift wegen, schon Freier die Menge gehabt; es gefiel ihr aber keiner so gut, daß sie für ihn hätte ihre Pflegeeltern verlassen mögen, welche sie in ihrem freien Willen ganz unbeschränkt ließen. Eines Tages geschah es nun, daß bei Ferrara ein hitziges Gefecht zwischen zweien der vielen, damals in Italien streitenden Parteien vorfiel. Ein Theil der Unterliegenden flüchtete durch Rovigo, und plötzlich hielt auch der alte Diener, welcher vor Jahren dem Ueberbringer des Kindes gefolgt war, mit einer Reiterschaar vor Meister Giacomo's Thüre. Sie halfen einem jungen, am Kopfe verwundeten Ritter vom Pferde und trugen ihn in das Haus.

Nehmt ihn auf, Meister! rief der Alte, verbergt ihn und pflegt ihn; es soll Euch reichlich gelohnt werden. Hier ein Beutel für Euch; bald komm' ich wieder! Und damit waren die Reiter im Nu verschwunden.

Der Meiſter ſäumte nicht zu thun, wie er geheißen, denn er war ein Menſchenfreund, und was er that, war nicht ſein Schaden. Zu beſonderer Theilnahme für den jungen Ritter ſtimmte ihn aber auch noch der Umſtand, daß derſelbe eine von Meiſter Giacomo's eigener Hand gefertigte Rüſtung trug und zwar dieſelbe, welche ihm vor Jahren der Fremde für ſo ſchweres Gold abgekauft hatte. Es war ein braves Waffen, denn es hatte vor vielen Hieben und Stichen, deren Spuren es noch friſch zeigte, ſeinen Träger im letzten Gefecht geſchützt; allein der Helmbund mußte ihm irgendwie geſprungen ſein, denn der Helm hing auf der einen Seite unverletzt herab, während ein Schwertſtreich auf das bloße Haupt gefallen war.

Was das Werkzeug nicht kann, kann der Meiſter, dachte Giacomo, als er den Ritter vor den Verfolgern ſicher verbarg und an ſeiner nicht gefährlichen Wunde die Heilkünſte anwandte, deren damals jeder Waffenſchmied einigermaßen mächtig ſein mußte. Als in einigen Tagen das Kriegsgetümmel verhallt war, konnte auch der junge Ritter ſein Lager verlaſſen, allein Wer wußte, ob alle Straßen nach dem Schloß in der Romagna, welches er ſeine Heimath nannte, für einen einzelnen Reiter ſicher waren? Er harrte alſo der Rückkehr ſeines alten Dieners, und die Wartezeit ward ihm nicht lange, denn er fand im Geſpräch mit der Blume

von Rovigo und im Anblick ihrer blauen Augen den allerbeſten Zeitvertreib. Wie er zu der Rüſtung gekommen? Je nun, ſie war ihm eben, als man ihn zum Ritter ſchlug, zugetheilt worden, und Meiſter Giacomo ſchloß daraus mit Sicherheit, daß der fremde Geiſtliche todt ſein müſſe, da er eine ſo werthvolle Gabe in jenen kriegeriſchen Zeiten gewiß bei Lebzeiten keinem Andern überlaſſen haben würde.

Es kam nun, daß die ſeither ſo ſpröde bella Tedescha ein ebenſo großes Wohlgefallen an dem jungen Ritter fand, als er an ihr; ſie waren bald unter ſich und mit den Pflegeeltern einig, und der Jüngling ſchickte einen Boten nach Hauſe, um zu verkündigen, daß er demnächſt mit einer jungen Frau auf dem Schloß ſeiner Ahnen einziehen werde.

Alles wurde zu einer unverzüglichen Vermählung hergerichtet, der Kirchgang gemacht, und das unauflösliche Band war durch die Hand des Prieſters geknüpft; er ſprach grade das Amen, als plötzlich ſchnelle Hufſchläge vor der Thür der Kapelle ertönten, dann ſtürzte ein athemloſer, ſtaubbedeckter Reiter herein und rief mit matter Stimme: Signor Luigi!... haltet... haltet... ein! Lucrezia... iſt... Eure Schweſter!

Ein allgemeiner Tumult und Schrecken entſtand, nur Luigi trat gelaſſen und lächelnd zu dem Angekommenen hin, in welchem Meiſter Giacomo bereits jenen

alten Diener erkannt hatte. Du ſchwärmſt wohl, Antonio! ſagte Luigi, aus Freude, deinen Verwundeten Herrn im Hochzeitsgewand wiederzufinden. Wie iſt es möglich, daß Lucrezia Picina, die Tochter einer Baſe des ehrſamen Bürgers und Waffenſchmieds Giacomo, der hier neben mir ſteht, die Schweſter ſein ſoll von Martini Luigi vom Schloß Pontecorvo in der Romagna!

Leider! leider, Herr! ſtöhnte Antonio zur Antwort. Signor Luigi di Pontecorvo iſt nur Euer Pflegevater, der Euch aus den Händen Eures wirklichen ſchon vor Jahren ſelig verſtorbenen Vaters, ſeiner Eminenz des Cardinals Romano, ebenſo empfangen hat wie Meiſter Giacomo die Signora Lucrezia. Der Cardinal durfte ja ſeine Kinder der Welt nicht zeigen.

Alle Anweſenden ſtanden ſtarr, als Meiſter Giacomo den einen Umſtand beſtätigte und Antonio den andern durch richtige Documente unbeſtreitbar nachwies. Die beiden Liebenden verſanken in die größte Traurigkeit, denn das Band, welches ſie aneinander feſſelte, und ihre aufs höchſte geſteigerte Neigung waren ebenſo wenig zu vernichten als die Schranke, welche ſie voneinander hielt. Noch in der Kirche hielten ſie ein leiſes Zwiegeſpräch und mußten darin beſchloſſen haben, miteinander zu ſterben, denn als ſie darauf aus der Kapelle getreten waren, umarmten ſie ſich noch einmal,

dann zog Martini seinen Dolch und durchstieß, ehe es die Anwesenden hindern konnten, erst seine Gattin und Schwester, dann sich selbst.

Trotz dieses Selbstmordes wurden sie an der geweihten Stelle, grade da, wo sie gestorben waren, neben einander begraben. Die Kirche und die anderen Gräber sind im Laufe der Zeit verschwunden, allein die beiden Steine, welche an das Geschick der unglücklich Liebenden mahnen, sind geblieben, und Wer vorbeigeht, betet ein Ave Maria für ihre Seelen, denn im Volk herrscht der Glaube, daß diese Steine so lange stehen werden, bis sie durch Fürbitten erlöst sind und dann, wenn ihre Seelen gereinigt in den Himmel emporsteigen, diese stummen Zeugen von selbst verschwinden und versinken müssen.

Eine lange und tiefe Pause folgte, als der Graf seine Erzählung geschlossen hatte. Dann fragte der Dichter:

Und konnte der Papst, als die höchste Macht der katholischen Christenheit, das verhängnißvolle Band nicht scheiden?

Er konnte sie trennen, aber das Sacrament nicht lösen, versetzte der Graf, weil es göttlicher Einsetzung ist.

Und wenn! sagte Teresa, die frevelhafte Neigung

zwiſchen Bruder und Schweſter hätten alle Päpſte der Welt nicht löſen können.

Sonderbar, daß der Graf noch nicht zurück iſt, warf nun Pietro ein, heute iſt ſogar ſein gewöhnliches Entſchuldigungsſchreiben ausgeblieben.

In der That! ſagte der alte Gamba, ich hatte es bis jetzt noch nicht vermißt. Er ſcheint etwas Beſonderes im Schilde zu führen.

Lupus in fabula! rief der Lord, ich glaube, er kommt eben.

Wirklich hörte man vom Thor herauf das Geräuſch von Ankommenden, und Pietro Gamba, welcher hinausgegangen war, meldete, Graf Guiccioli ſei ſoeben in Begleitung eines Fremden angekommen und vom Pferd geſtiegen.

Mit einer unbeſtimmten Ahnung ging der Lord nach der Treppe, und im Augenblick darauf lag er in den Armen des langerſehnten Freundes Thomas Moore. Hinter demſelben ſtand Fletcher.

Fletcher! ſagte Byron, ihn bemerkend, eigentlich gehörſt du in den Palaſt Mocenigo! ... Indeß ... willkommen, alter Freund!

Er reichte ihm die Hand, welche der Diener an ſeine Lippen drückte. Dann wandte ſich dieſer ab und fuhr mit der Hand über die Augen.

Warum haſt du den Affen nicht mitgebracht, Fletcher? rief der Dichter.

Ich dachte, es wäre an mir genug, verſetzte der Kammerdiener in weinerlichem Ton.

Ein ſchallendes Gelächter der drei Engländer belohnte dieſe naive Antwort und verpflanzte ſich bei ihrer Uebertragung ins Italieniſche auch auf die übrige Geſellſchaft, welche ſich mittlerweile um die Ankommenden geſammelt hatte.

Um die gemeinſchaftliche Ankunft Guiccioli's und Moore's zu erklären, müſſen wir einen Schritt in unſerer Geſchichte zurückthun.

Als der Graf Guiccioli das Schloß am Po verließ, hatte er allerdings Geſchäfte in Padua bei ſeinem Freund, dem Signore Cameroni; allein nachdem dieſelben beendigt waren — und zwar geſchah dies durch Erhärtung der Thatſache, daß das von Lord Byron fundirte Geld noch dort ſtand —, eilte er möglichſt ſchnell nach Venedig zu ſeiner Freundin, der Signora Mammoni, während von Padua aus ſeine, zum voraus geſchriebenen Entſchuldigungsbriefe alle Tage auf ſeinem Schloß eintrafen.

Nun, nun! ſpottete die Signora, nachdem ſie den Grafen empfangen hatte, Sie ſind von Venedig weggezogen, um es Ihrem Freunde recht bequem zu machen?

Hier war er nur Ihr Nachbar, am Po iſt er Ihr Hausgenoſſe.

Ja, Signora Mammoni! verſetzte der Graf kaltblütig. Wie lange denken Sie wohl, daß er es bleiben werde?

Bis Sie ihn zum Genoſſen ihres Kirchhofs gemacht haben, denke ich. Iſt das nicht die Meinung?

Nein, Signora!

Wozu Verſtellung? A propos! Sie wiſſen wohl noch nicht, daß kurz nach Ihrer Abreiſe vor Ihrem Palaſt ein Leichnam aus dem Kanal gezogen wurde, mit einer breiten Stichwunde vorn in der Bruſt? Menſchenkenner haben in ihm einer Ihrer romagneſiſchen Angeſeſſenen erkannt, welcher ein nicht unvortheilhaftes Renommé als Spadaſſin hatte. Man vermuthete, der Arme ſei ein Opfer ſeiner Berufstreue geworden. Ich denke, er hat einen unglücklichen Verſuch gemacht!

Und wenn dem ſo wäre?

Warum wiederholen Sie den Verſuch nicht? Sie haben ja jetzt die beſte Gelegenheit.

Offen geſtanden, wertheſte Signora, das wäre auch ſchon geſchehen, wenn ich nicht mit Beſtimmtheit wüßte, daß das verwünſchte Meſſer, welches meinen armen Pietro getroffen, in einem gewiſſen Fall meiner Bruſt ſicher wäre. Deswegen, Signora, wenn Sie wirklich mein Beſtes wollen, ſo wünſchen Sie nicht allein meinem

Freund nichts Böſes, ſondern beten Sie, daß ihn bei ſeinem tollen Reiten, Schwimmen und Fechten kein Unglück treffen möge, wie ich ſtündlich fürchte, denn, ſtolpert ſein Pferd, faßt ihn ein Strudel, trifft ihn ein Schlag — mich trifft alles mit.

Nun erſt verſtehe ich Sie, mein würdiger Freund, ſagte die Signora; wirklich, Sie ſind ein edler Mann, der Jedem das Beſte wünſcht. Und was gedenken Sie nun zu thun?

Ich wollte mich bei Ihnen Raths erholen, meine ſchöne Freundin.

Danke, Sie wiſſen ſich gewöhnlich ſelbſt zu helfen. Indeß kann ich Ihnen doch eine Nachricht mittheilen, welche für Sie nicht ohne Intereſſe ſein wird. Geſtern iſt ein Freund von Mylord hier angekommen und im Palaſt Mocenigo abgeſtiegen. Er will ihm nachreiſen, wird alſo die Zahl Ihrer Gäſte auf dem Schloß am Po vermehren.

Der Graf wurde nachdenklich.

Schön, ſagte er dann; kann man nicht ſeine Bekanntſchaft machen?

Herr Hoppner müßte ihn grade noch heute Abend zu Signora Benzoni führen, denn morgen will er nach Padua weiterreiſen.

Und läßt ſich das vermitteln?

Nichts leichter. Man läßt ihm den Vorſchlag ma-

chen, wegen gemeinſchaftlicher Reiſe nach dem Schloß mit Ihnen zuſammen zu kommen.

Vortrefflich. Und Sie, Signora! würden Sie es nicht als Menſchenpflicht erachten, ihn über gewiſſe Verhältniſſe ins Klare zu bringen? Er wird dann ſeinem Freunde beſſer rathen können.

Ich verſtehe Ihre Meinung noch nicht, Herr Graf!

Nun! es wäre doch Schade, wenn ein ſo großer Dichter auf die Dauer ſeine Zeit auf einem Schloß am Po vertrödeln ſollte! Und wofür? Einem hübſchen Geſichtchen zu lieb, welches jetzt Gefallen daran findet, ihn zu reizen, und morgen vielleicht ſchon einem Andern nachblickt. Das iſt keine geiſtige Nahrung für ihn.

Vortrefflich! ich kenne nun den Ton, es iſt Moll. Und Sie, Herr Graf, werden Dur ſpielen?

Ich weiß wirklich noch nicht. Jedenfalls eine Tonart, in welcher Sie mir zuweilen widerſtreiten können. Alſo auf Wiederſehen, meine theuerſte Freundin.

A revederci! Doch, Graf, noch ein Wort! Wie iſt es denn mit dem Geld des Engländers?

Welchem Geld?

Das bei Cameroni deponirt iſt!

Hat er Geld bei Cameroni deponirt?

Graf! rief die Dame. Wir ſind Bundesgenoſſen, zufällige Bundesgenoſſen, und ich verlange Aufrichtigkeit und offenes Spiel. Ich habe auch meine Quel-

len und weiß, was ich weiß. Sie ſpeculiren auf dieſes Geld.

Nun, ja denn, wertheſte Freundin, ereifern wir uns nicht! Ich wollte Sie mit einer ſo angenehmen Kunde überraſchen, nachdem alles beſorgt. Da Sie indeß davon wiſſen . . .

Kurz! Was wollen Sie?

Ich will durch meine Frau den Lord bitten laſſen, das Geld, ſtatt bei Cameroni, meinem Freunde, bei mir zu deponiren, wo es ſicherer ſei, in der That ſicherer.

Iſt das Alles?

Das iſt Alles.

Recht ſchlau. Thut er es, ſo iſt das Geld allerdings aufgehoben, und eine ſo bedeutende Summe genügt, Graf Guiccioli, um nicht allein Ihr Gewiſſen, ſondern auch Ihren Zorn zu beſchwichtigen, dafür kenne ich Sie. Thut er es nicht, ſo iſt das ein Grund, ſich mit ihm zu überwerfen, und das übrige findet ſich — ſpäter. Eines Tages wird der bewußte Gondolier verſchwinden — dann —

Signora, wohin kommen Sie? Sie nachtwandeln!

Gut! Ich ſehe noch mehr kommen. Die Geldfrage wird eine Spaltung zwiſchen ihm und Tereſa machen — und —

Wie es Gottes Wille iſt.

Amen.

Alſo heute Abend. — Man wird ſich mit dem Engländer einfinden.

Moore erſtaunte nicht wenig, als er durch Hoppner die Einladung zu einer Abendgeſellſchaft der Signora Benzoni erhielt, mit dem beſonderen Bemerken, Graf Guiccioli wünſche dort ſeine Bekanntſchaft zu machen, um ihn am nächſten Tag perſönlich zu dem Dichter zu geleiten.

Sonderbare Dinge! murmelte er für ſich, als er ſich mit Fletchers Hilfe ankleidete. Die Ehemänner ſind alſo hier ein Gattungsbegriff für alle Arten von duldender Liebenswürdigkeit! Ein ſchöner Epigrammſtoff! — hm! Wie? Komm! ja! — ſo!

Komm, komm, ſprach Thoms Vater, es iſt an der Zeit,
Daß du aufhörſt — — zu lumpen — — und — und wirſt nun geſcheidt!
Und — und nimmſt dir ein Weib — — wie — es Sitte und Brauch!
Ja! weſſen Weib — Vater? Das — das ſage mir auch!

Schön! ſchön! Der Lord wird ſich über meine ſchnellen Fortſchritte in der Moral der Italiener nicht wenig freuen.

Fletcher ſchüttelte den Kopf. Er hatte die halblauten Ergüſſe des Dichters wohl verſtanden, wagte aber keine Bemerkung.

Und was ſagen Sie zu den italieniſchen Frauen, Fletcher? fragte Moore plötzlich.

Nichts! kein Wort! keine Silbe mehr, Sir! war die Antwort, seit mich der weibliche Drache, die Fornarina, einmal vor der ganzen Dienerschaft einen Esel nannte.

Moore wurde in dem abendlichen Cirkel der Signora Benzoni mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen und sogleich mit dem Grafen Guiccioli bekannt gemacht. Dieser wußte dem Dichter gegenüber ein gewandtes Auftreten anzunehmen, so daß Moore, trotz der gegen den Grafen gefaßten Vorurtheile, günstiger von ihm zu denken begann.

Ein ausgezeichneter Mann, Ihr Freund! sagte der Graf. Ich schätze ihn als Menschen noch mehr denn als Dichter, denn in letzterer Beziehung habe ich kein Urtheil, da ich von der Kunst wenig und von Ihrer Sprache gar nichts verstehe. Wie schön steht ihm sein Eifer für Alles, was er für wahr und gut hält — und wie bedaure ich mich oft selbst, nach meinem Alter und meinen Erfahrungen solche Illusionen nicht mehr haben zu können! Er glaubt noch an die Weiber — ein Vergnügen, welches ich ihm herzlich gönne!

Moore war in Verlegenheit. Wollte der Graf das Gespräch nur auf das Verhältniß des Lords zu seiner Frau lenken?

Allen Glauben an die Frauen sollte man doch nie verlieren, sagte er.

Mein Gott! Man ſollte nicht! man will auch nicht! aber — man muß! Ich habe meine Erfahrungen, Gott hat mir die Gnade gewährt, mir nacheinander drei Frauen zu ſchenken, wovon Jede in ihrer Art ein Muſter der Vollkommenheiten ihres Geſchlechtes war. Allein grade die Beſten, Vollendetſten taugen für dies Leben nicht. Wie die Erſte die zärtlichſte Sorgfalt für mich bewies und ſich ſelbſt aufrieb, weil ſie mir zulieb ſich keine Ruhe gönnte — wie die Zweite in der Nacht aufſtand, um für ihren Gatten zu beten — was ſoll ich Sie mit ſo alten Geſchichten langweilen? Und nun dieſes liebliche Kind, die holde Tereſa, dieſe poetiſche Blumennatur! Sie nimmt die Welt wie einen Strauß, den man ihr bietet — und wie ſollte ſie anders? Aber wie lange wird dies Glück währen? Wie ſchnell fallen die Blumen ab! Und wenn ſie das einmal erkennt, woher ſoll ſie die Stärke nehmen, um es zu ertragen? Denn ſie iſt weich und gefühlvoll — aber kein Charakter, kein hoher Geiſt. Ihr edler Freund bückt ſich zu einer beſcheidenen Blume herab, die ihm jetzt die Welt iſt. Was wird ihm die Welt ſein, wenn er erſt erkannt hat, wie beſcheiden die Blume iſt!

Was für ein guter, alter Mann! dachte Moore, der Dichter. Wie wohlwollend er ausſieht! — Was für ein verdammter alter Heuchler! dachte Moore, der Irländer. Er ſieht aus wie ein geſottener Krebs und ſpricht

wie ein Buch! — Nach eine Pauſe ſagte Moore, der Menſch: Ich denke, Sie ſehen zu ſchwarz, Herr Graf! Sie erkennen nicht alle Vorzüge Ihrer Gemahlin.

Damit alle Meinungen gehört werden, verſetzte Guiccioli, reden Sie mit der Dame, welche jetzt auf uns zukommt und welcher ich Sie vorſtellen werde. Wie gewöhnlich, widerſtreiten ſich ihre und meine Anſichten auch in dieſem Punkt. Signora Mammoni! Ich habe die Ehre, Ihnen einen Freund von Mylord Byron, ſeinen Landsmann, Herrn Moore vorzuſtellen.

Entzückt! Wir kennen Ihren Namen ſchon! Und Sie, Herr Graf, wollen uns verlaſſen?

Vorbereitungen zur Abreiſe rufen mich. Wir treffen uns wie verabredet, Herr Moore!

Zu dienen!

Und hatten Sie nicht Luſt, ſagte nun Moore zu der Signora, die Gräfin, die, wie ich höre, Ihre Freundin iſt, zu beſuchen?

Der Graf hat mich ja nicht eingeladen. Er kann mich nicht leiden, weil ich die ſchöne Tereſa immer gegen ihn in Schutz nehme.

In wieweit? wenn ich fragen darf.

Unter uns geſagt! der Graf iſt ein alter Eſel, der ſich für geſcheidt und mithin die ganze übrige Welt für dumm hält. Nun glaubt er Tereſa einfältig, weil ſie ſehr ein-

fache Manieren hat. Damit verbirgt ſie aber nur was ſie iſt, ſie iſt klug, ungemein klug, ſie weiß, was ſie will, was ſie thut, wen ſie gewinnen will, wen abſtoßen — denken Sie nicht, daß ich nachtheilig von ihr reden will! — eine Frau muß ſo ſein, all den Tücken der Männer gegenüber. Sie iſt jung und ſchön und will natürlicherweiſe gern gefallen, dabei geiſtreich und gebildet, ſo daß ſie nicht gleich an jedem Gefallen findet. Trifft ſie nun Jemanden, wie Ihren Freund, den Lord, der hohe Talente mit ausgezeichneter Schönheit, eine edle Stellung mit vielen Mitteln verbindet, ſo müßte ſie ja eine Närrin ſein, wenn ſie ihn nicht zu feſſeln verſuchte. Er beſchäftigt ihren Geiſt und kann ihr auch ſonſt nützlich ſein. Denn, unter uns geſagt! — was Ihnen freilich jedermann ſagen wird — der Graf iſt ein Geizhals erſten Ranges, und eine junge Frau von ſo hoher Stellung kann ſich dadurch an ſeiner Seite nicht beſonders glücklich ſchätzen.

Moore kam auf allerlei ſeltſame Gedanken. Warum hatte der Lord in der letzten Zeit, wie es wirklich der Fall war, immer ſo ſehr auf Geld getrieben und ſogar, freilich im Scherz, einmal geſchrieben, Murray verdiene für ſeine Zähigkeit auf ſein eigenes Comptoir genagelt zu werden? Er wußte, daß der Lord da, wo ihm eine Neigung, wahr oder geheuchelt, gezeigt wurde, unendlich leicht zu mißbrauchen war.

Glauben Sie in der That, Signora, daß die Gräfin eigennützige Zwecke vor Augen hat?

Bewahre! Wie können Sie das von meiner Freundin denken?

Und der Graf?

Der Graf ist ein sonderbarer Mann. Warnen Sie Ihren Freund vor ihm! Er ist im Stande und sperrt die Gräfin in ein Kloster.

Moore wechselte mit der Dame noch einige gleichgültige Worte und machte sich möglichst schnell aus der Gesellschaft fort, um sich seine Begriffe nicht noch mehr verwirren zu lassen.

Am folgenden Tage trat er seine Reise an und fand in dem Grafen denselben umgänglichen und gefälligen Mann wie am Abend vorher. Ihr Gespräch drehte sich um gleichgültige Dinge, um Ortsverhältnisse, und die Gräfin wurde mit keiner Silbe mehr erwähnt.

Nach den ersten Begrüßungen trennten sich die beiden Dichter von der Gesellschaft und gingen Arm in Arm auf einer der Terrassen des Schlosses hin und her. Moore beglückwünschte den Lord wegen seines guten Aussehens.

In der That, sagte Dieser, finden Sie das? Es kommt von einer gewissen Gemüthsruhe, welche ich seit einiger Zeit genieße, nachdem ich sie, außer in frühen Jugendtagen und kurze Zeit nach meiner Verheirathung,

nie mehr empfunden hatte. Auch lebe ich sehr diät, ich nähre mich meist von Eiern und Gemüse, und dies hat einestheils die Folge, mein lebhaftes, zu Wuthanfällen geneigtes Temperament zu zähmen, anderntheils bewahrt es mich vor der abscheulichen Corpulenz meiner Mutter, zu welcher ich mit fortschreitendem Alter hinneige. Sie selbst war noch viel jähzorniger als ich, und ich glaube, daß ich viel von ihrem schottischen Temperament geerbt habe. Sie pflegte wie ich im Zorn mit allerlei Gegenständen um sich zu werfen, und manche Suppen- oder andere Schüssel flog mir nach, wenn ich sie zuweilen bei Tisch erzürnte und mich dann schleunig auf die Flucht begab. Einmal sagte sie zu mir, ich sei ein kleiner Teufel, das merke man schon an meinem Hinkebein, worauf ich ganz ruhig versetzte: Sie haben mich so geboren, Frau Mutter! Diese kleinen Zwiste abgerechnet, lebten wir im besten Einverständniß.

Also Shelley ist bei Ihnen gewesen! Hat er in Venedig sehr gefallen?

Shelley! ja! Eigentlich kann er nur gefallen, wenn er verstanden wird.

Ich kenne ihn nur wenig, obwohl ich mich seinen Freund nenne, doch kann ich mir ihn denken nach einer Stelle aus seinen neuesten Gedichten, welche sein Verhältniß zu der ihm so feindseligen englischen Kritik betrifft:

Wie Seidenwürmer Honig bringen,
Wie Bienen Seide ſpinnen,
Wie aus dem Schnee die Blumen ſpringen,
Iſt Haß bei mir zu gewinnen.

Das iſt ſeine wahre Meinung. Er gefiel am beſten, wenn er aufgeregt war durch eine Streitfrage oder eine neue Idee. Die Gräfin Guiccioli ſagte einmal von ihm, ſein Geſicht gleiche einer ſchönen alabaſternen Vaſe, die man nur in ihrer höchſten Vollkommenheit erblicke, wenn man ſie von Innen erleuchte. Er kam und ging in Venedig wie ein Abendglühen im Gebirge auf einer einzelnen Spitze, welches Niemand ſieht und genießt als der einſame Wanderer, der in der Gebirgsöde ſeinen Blick ſehnſüchtig nach dem Himmel und den Silberhörnern richtet. Und dieſer einſame Wanderer war ich.

Ich hoffe ihn in Piſa zu ſehen.

Sie werden dann aus ſeinem eignen Mund das Entzücken vernehmen, in welches ihn die „Iriſchen Melodien" verſetzt haben.

Das Verdienſt iſt nicht mein, verſetzte Moore beſcheiden, dieſe Gedichte werden, wie die Fliege im Bernſtein, nur der Materie wegen geſchätzt, welche ſie umgibt.

Aber nun erzählen Sie doch ein wenig von England!

Nun, verſetzte Moore lächelnd, Murray hat ſich

durch Ihre Aeußerung, er verdiene auf ſeinem Ladentiſch gekreuzigt zu werden, etwas gekränkt gefühlt.

Der Ausdruck war zu hart, es iſt richtig, allein ich brauchte Geld . . . dringend für . . . doch das iſt eine Angelegenheit, die nicht mich allein angeht.

Moore ſtutzte. Sein Verdacht beſtätigte ſich mehr und mehr.

Was haben Sie nur? rief Byron. Sie ſind ſo wortkarg, ſo nachdenklich! Schmollen Sie noch mit mir, weil ich nicht nach England gekommen bin?

Nein, Mylord! Allein ich kann mir doch manches in Ihren Verhältniſſen nicht erklären. Grade heraus, man hat mir gerathen, Sie zu warnen, Sie ſollen auf dem Punkt ſtehen, mißbraucht zu werden. Trauen Sie dem Grafen nicht!

Nicht über den Weg! Wer ſagt denn, daß ich ihm traue?

Und der Gräfin?

Alles!

Der Graf beabſichtigt, ſie Ihnen zu rauben . . . in ein Kloſter zu ſperren . . .

Ha! das iſt's! darum ſeine Zuvorkommenheit, um mich ſicher zu machen! darum ſeine Abweſenheit, um alles vorzubereiten! Aber gut, daß Sie mich warnen!

Was wollen Sie thun?

Ich entfliehe mit ihr! Ich entführe ſie! In die

Schweiz! . . . oder nein! die Schweizer gefallen mir nicht! . . . Nach Amerika! Die Yankees sind schon lange meine großen Freunde!

Beruhigen Sie sich, Mylord! Sind Sie denn auch sicher, daß sie mit Ihnen geht?

Wie meiner selbst! Bis ans Ende der Welt! Heute noch will ich ihr meinen Plan mittheilen.

Byron! sagte Moore ernst, rechnen Sie das Wort, das ich jetzt spreche, meiner Freundschaft für Sie an! Sie sind gewiß, daß die Gräfin Sie nicht durch ihre Reize, ihren Geist, ihre Bildung an sich zieht, um Sie später . . . pecuniär zu mißbrauchen?

Niederträchtige Verleumdung! fuhr der Lord auf, aber sogleich gemäßigt, faßte er Moore's Hand: das kam nicht aus Ihnen, vergeben Sie meiner Aufwallung! Sie werden die Gräfin kennen lernen. Teresa ist das einfachste, harmloseste Geschöpf, das Sie sich denken können. Was kann sie dafür, daß sie schön, daß sie jung, daß sie geistreich, daß sie gebildet ist? Sie setzt keinen ihrer Reize ins Licht; wenn sie blaue Strümpfe hat, sorgt sie dafür, daß ihr Rock sie verdecke. Sie liebt mit Aufopferung, und da kann man nicht begreifen, daß etwas in der Welt ohne ein Interesse geschehen solle. Der Graf hat Ihnen das alles soufflirt.

Der Graf nicht, er hat vielmehr ein ähnlich günstiges Urtheil über sie gefällt, wie Sie, Mylord, sondern

eine Dame aus einer Ihnen befreundeten Gesellschaft, gleichgültig welche!.

Gleichgültig welche! Sie werden erfahren, wie irrig Sie berichtet sind. Es ist noch nicht spät am Abend, schlagen Sie dem Grafen und den Gamba eine Parthie vor, sie werden gern dabei sein. Dadurch gewinne ich Zeit, selbst mit der Gräfin zu reden.

Graf Guiccioli hatte indessen der übrigen Gesellschaft erklärt, wie er durch Geschäfte nach Venedig und dort mit Moore zusammengekommen sei. Er bat dann Teresa um ein kurzes Gespräch mit ihm allein, und als sie davon zurückkam, schien sie nicht sonderlich erheitert. Auch die beiden Gamba waren schweigsam, und Graf Guiccioli, der sehr munter einherging, suchte sich Trelawney zur Gesellschaft und schwatzte diesem allerlei Geschichten vor.

Bald traten die beiden Freunde wieder ein, und nach einer kurzen allgemeinen Unterhaltung machte Moore seinen Spielvorschlag. Er ward angenommen, und die Betheiligten begaben sich sogleich in das Spielzimmer. Trelawney zog sich in die ihm angewiesenen Gemächer zurück, und Lord Byron und Teresa fanden sich nun allein einander gegenüber.

Die Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen, und so griff der Dichter nach seiner Schreibmappe, öffnete sie und zeigte Teresa einige der letzten Strophen

des Don Juan, an deſſen Fortſetzung er grade arbeitete. Er ſelbſt verſuchte, an den folgenden Stanzen, deren Entwurf bereits vorlag, weiterzuſchreiben.

Nachdem Tereſa das bereits Geſchriebene geleſen, lehnte ſie über ſeine Schulter und blickte auf das Papier. Jetzt war eine Strophe vollendet, allein der Sprache nur unvollkommen mächtig, konnte ſie den Sinn derſelben nicht verſtehen. Was heißt das, Gordon? fragte ſie, mit dem Finger auf das Papier deutend.

Nichts! verſetzte der Dichter, zerſtreut aufblickend. Nichts! nur . . . ihr Mann kommt.

Erſchreckt ſprang die Gräfin, den Sinn dieſer Worte mißverſtehend, auf und rief: Wie! kommt er wirklich? Er iſt ja drüben beim Spiel!

Nein, Tereſina, verſetzte der Dichter lächelnd, Ihr Mann kommt nicht, der iſt beim Spiel, allein der Mann Julia's, Sennor Alonſo, kommt mit Hut und Degen, Mägden und Lichtern. Aber was wäre es auch, wenn ſtatt ſeiner der wirkliche Graf jetzt ankäme?

Die Gräfin war verwirrt.

Tereſa, ſagte Byron, ſetzen Sie ſich hier zu mir, ich habe mit Ihnen ernſthaft zu reden, nicht zu ſcherzen. Der Graf ſinnt Verrath gegen Sie und mich; ich fürchte die Dolche ſeiner Banditen nicht, allein für Sie

fürchte ich, Tereſa! Er wird einen Gewaltſtreich machen und Sie in ein Kloſter ſperren.

O mein Gott! das iſt's, was mir lange ſchon geahnt hat.

Wir müſſen ihm zuvorkommen und entfliehen. Ein kurzer Entſchluß, Tereſa, und wir ſind frei und glücklich. Ich habe alles bereit, in einigen Tagen ſind wir in der Schweiz und leben dort verborgen an den Ufern eines ihrer herrlichen Seen.

Sie ſcherzen, Gordon, weil Sie wohl wiſſen, daß das unmöglich iſt.

Warum iſt es unmöglich? Wie ich Ihnen ſage, iſt alles bereit, und ich habe zuverläſſige Leute, um unſere kurze Flucht, wenn ſie entdeckt und verfolgt werden ſollte, mit Gewalt durchſetzen zu können.

Nicht darum! Ich ... ich werde mich nicht zu einer Flucht verſtehen.

Nicht zu einer Flucht? Sie nicht zu einer Flucht? Und warum nicht? Ihrer eigenen Anſicht nach iſt die Liebe das höchſte Geſetz, und daß dieſe unſere Entfernung gebietet, darin ſind wir ja einverſtanden. Daß die Flucht möglich iſt, hören Sie von mir; alſo wo bleibt ein Grund zum Zögern?

Sie haben Recht, ich erkenne die Liebe als das höchſte Geſetz: die Liebe iſt für uns der Beruf, die ernſthafte Beſchäftigung des Lebens, ſie iſt ein Bedürf-

niß, eine Nothwendigkeit, nicht das kalte und berechnende Weſen, welches, wie wir in Ihren Büchern leſen, den Frauen des Nordens eigen iſt. Allein wir kennen auch die Sitten, wenn ſie auch anders ſind als die Ihrigen, und wenn wir gegen Ihre Geſetze der Sitte handeln, weil ſie für uns nicht gelten, ſo haben wir doch die unſrigen und wiſſen uns darnach zu richten. Nichts mehr von der Flucht, Gordon, wenn ich Sie bitten darf! Ich wähle lieber das Kloſter, wenn ich ihm auf keine andere Art entgehen kann.

Ja ſo! ich vergaß! rief Byron, Frauen wollen überredet ſein, ſie wollen Worte, ich bin mit der Thür ins Haus gefallen! Glauben Sie nicht, Tereſa, daß es ſchön ſein würde, wenn wir uns ganz und nur uns angehörten? Wenn keine Furcht vor Ihrem Gatten Sie von meiner Seite riefe? Wenn Niemand kommen könnte und ſagen: wir reiſen ab, trennt euch!? Oder — Sie kennen die Schweiz noch nicht! Denken Sie ſich eine Hütte am Ufer, eine hohe Baumgruppe verdeckt ſie halb dem Auge, neben ihr breitet ſich eine lachende Wieſe und ſteigt allmälig einen Berg hinan, wo Felſen durch das zarte Grün blicken und das Geläute der Heerden klingt. Höher hinauf wird der Berg düſtrer und ſteiler, ein ernſter Kiefernwald, mit jungem, hellem Laub durchwachſen, blickt herunter. Drüber hinaus ragen wieder Felſen, rieſen-

groß, von allen Farben und Formen, bald wie zur Wohnung von Hünen zusammengestellt, bald einzeln dasitzend, wie versteinerte Thiere der Urwelt. Von ferneren Kuppen glänzt silberweiß der Schnee herab, und wenn der heiße Sommertag vorüber, dann schaukelt sich der Kahn, der vor der Hütte liegt, hin und her auf der krystallhellen Fluth; ringsum spiegelt sie die Abendlichter des Himmels in rosiger und goldener Farbe ab, und die hohen Bergeskronen selbst sind roth vor Freude über die Herrlichkeit der untergehenden Sonne.

Teresa schwieg.

Dies Bild reizt Sie nicht, das hätte ich denken sollen; wir sind beide keine Schäfer. Sie wollen also die Schweiz nicht! Was halten Sie von Frankreich? Dort leben wir in der großen Menschenwüste unbemerkt, ungekannt, höflich geht Einer an dem Andern vorüber und fragt nicht, wer er ist. Dort wird uns Niemand finden und wir fragen nach Niemand. Oder wenn Sie die geistreiche Gesellschaft lieben, wie zuvorkommend wird man die interessante italienische Gräfin aufnehmen, ohne nach Sitte und Herkommen Italiens zu fragen.

Abermalige Pause.

Frankreich scheint Ihnen nicht sicher genug. Wohlan! Ich habe noch einen Vorschlag, das Land der Zukunft, das Land aller nur möglichen Freiheit, das Land endlich, wo wir einsam am Bergsee und geräuschvoll im

Gewühl der großen Stadt, aber immer ſicher und unerkannt leben können. Ich bin bereit, Sie dahin zu führen, nach Amerika!

Sie wollen mir durch Qual das abnöthigen, was Ihnen mein freier Wille nicht gewähren kann, ſagte nun die Gräfin, allein es wird Ihnen nicht gelingen. Ich kann etwas nicht thun, was die Verachtung von Jedermann auf mich ziehen müßte; ich kann nicht.

Sie wollen nicht.

Sie verſtehen mich nicht, Gordon, verſetzte die Gräfin traurig, ſonſt würden Sie mir Ihr Verlangen, Ihren Wunſch und Ihre ſchönen Bilder erſpart haben.

Ich bitte, Tereſa, beſinnen Sie ſich noch, ehe Sie mir eine ſo feſte Antwort geben. Ich kann nicht denken, daß Sie auf dieſem Beſchluß beharren werden. Sie würden mich damit fort, aus dem Lande treiben!

Ich werde darauf beharren, und Sie — Ihrem Freunde nach England folgen?

Richtig! fuhr der Lord auf, das war das Stichwort! Das war der Trumpf, der auf mein leichtſinniges Spiel gehörte! Ich danke für die Belehrung, ich will ſie mir merken. Bleiben Sie! — Gehen Sie in ein Kloſter! — Meine Rolle muß ich mir erſt noch überlegen, ich weiß noch nicht, welche ich nehmen werde, wahrſcheinlich die des Narren. Ich bitte nur um etwas Bedenkzeit!

Eine tiefe und lange Pauſe entſtand.

Ich habe noch einen Auftrag vom Grafen auszurichten, ſagte dann die Gräfin.

Ich bin ganz Ohr.

Er klingt hier etwas ſonderbar. Er räth Ihnen nämlich, die Summe, welche Sie bei Signor Cameroni in Padua fundirt haben, da derſelbe nicht mehr ganz feſt ſtehe, bei ihm anzulegen — er will ſie Ihnen mit vier Procent verzinſen — mehr zu geben — verbiete ihm ſeine Ehre. Was haben Sie?

Nichts! nichts! verſetzte der Lord, welcher bei den Worten der Gräfin einen Verſuch gemacht hatte, ſich zu erheben, aber leichenblaß in ſeinen Stuhl zurückgeſunken war. Ich . . . ich werde dem Grafen die Antwort ſelbſt geben.

Nach einer Pauſe erhob ſich der Dichter mit feſter Haltung, wünſchte der Gräfin freundlich gute Nacht und verließ das Zimmer.

XIII.

Im Palaſt Mocenigo in Venedig herrſchte die frühere Lebendigkeit, denn ſein Bewohner war, mit ſeinen beiden Freunden und der Dienerſchaft, wieder eingetroffen. Spazierritte, Gondelfahrten, Beſuche der Theater und des feſten Landes wechſelten unter einander ab, auch das von Padua nicht weit entfernte Grab Petrarca's in Arqua wurde beſehen, und Moore lobte die Einfachheit des Sarggehäuſes, welches ſich in einem anmuthigen Gebüſch, von vier ſtarken Pfeilern getragen, erhob.

Byron machte den eifrigen Cicerone, führte ſeine Freunde in den ſchönen Kirchen Venedigs umher, ließ ihnen das Arſenal und die Forts zeigen, nur zu den Armeniern kam man nicht hinüber. Als ſie eines Tages die Rialtobrücke paſſirten, ſagte der Dichter: Wiſſen Sie auch, meine Herren, den Urſprung des Wortes: Bankerott?

Auf die verneinende Antwort fuhr er fort: Der lebhafte Handel der italieniſchen Staaten in und nach

dem Mittelalter hat bekanntlich in der Handelsſprache eine Menge italieniſcher Worte eingebürgert, ſo auch dieſes. Hier auf dem Rialto war nämlich die Börſe der venetianiſchen Kaufleute, natürlich unter dem Gewühl der Brücke. Aber jeder bedeutende Kaufmann hatte auf einer der Seiten ſeinen Platz mit einer Bank, welche ſeinen Namen trug. Wenn nun ein Handelsherr inſolvent wurde, ſo zerbrach man die Bank mit ſeinem Namen und aus dieſem Sinnbild des banchetto rotto, der zerbrochenen Bank, iſt jenes Wort entſtanden.

Mit Bedauern hatte Moore bemerkt, daß die Heiterkeit, welche der Lord jetzt an den Tag zu legen pflegte, weit von der entfernt war, die er in früheren Zeiten an ihm gekannt, und er erinnerte ſich, wie der Lord gegen ihn damals geäußert hatte: Wenn ich auch in Geſellſchaft derer, welche ich leiden mag, durchaus vergnügt erſcheine, ſo bin ich doch innerlich einer der unglücklichſten Menſchen, welche je gelebt haben.

Von der Angelegenheit mit der Gräfin wurde nicht geſprochen, nur drei Worte hatte der Dichter zu Moore geſagt an jenem Abend nach dem Spiel, dem letzten Abend auf dem Schloß am Po, indem er ihm die Hand ſchüttelte: Sie haben Recht.

Zu derſelben Zeit fand ſich auch Graf Guiccioli wieder bei der Signora Mammoni ein.

Nun? sagte diese, sind Sie Ihrem Lord nachgereist, um ihn zurückzuholen?

Doch nicht! versetzte der Graf.

Haben Sie das Geld?

Leider nicht!

Und was sagte der Lord auf Ihren Vorschlag?

Sehr wenig. Ich ließ ihn natürlich durch die Gräfin angehen. Am nächsten Morgen kam er sehr höflich zu mir, um sich, wie er sagte, von mir zu verabschieden. Ich war nicht wenig überrascht. Es sei seine Pflicht gegen seine Freunde, sagte er, ihnen Venedig zu zeigen, ihnen Vergnügen zu machen, sie nicht blos am Po herumzuführen und dergleichen; was das Geld betreffe, so bedaure er, darüber schon anderweitig disponirt zu haben, er würde es sonst in keine würdigeren Hände haben geben können. Ich bedaure es natürlich auch.

Armer Graf! und was nun? Sie sind nun, wo Sie waren.

Doch nicht so ganz. Den Engländer bin ich nun los und die beiden Gamba auch. Denn als Teresa diesen erklärte, sie befinde sich vollkommen wohl und habe keinen größeren Wunsch, als auf dem Schloß am Po so lange als möglich zu bleiben, zogen sie wieder ab. Ich kann mir noch nicht denken, wie alles gekommen ist.

Ich wohl. Dieser Freund, Herr Moore, hat einige

Andeutungen von mir erhalten, welche weiter gegangen sind und in glücklichem Zusammentreffen mit anderen ihre Früchte getragen haben. Stupido straniero! Rennt wie ein Stier drauf los, wenn ihm ein farbiges Tuch vorgeschwenkt wird!

In der That, ein guter Erfolg!

Der aber nicht dauern wird. Man wird sich beiderseitig unglücklich fühlen, man wird sich verständigen, man wird die Gamba's unterrichten, und dann ist alles schlimmer als vorher.

Zeit gewonnen, alles gewonnen. Lassen Sie mich machen.

Die Thatsachen waren, wie der Graf sie erzählt, und ihr Zusammenhang, wie die Mammoni ihn vermuthet hatte.

Nach einigem Aufenthalt in Venedig drängte Moore zur Abreise; er wollte Rom sehen. Trelawney, dessen Reise nach Neapel nicht zu verschieben war, bot sich ihm zum Begleiter an. Byron selbst war jeder längere Aufenthalt in Venedig verleidet: er beschloß einen Ueberzug auf längere Zeit nach Ravenna, wo ihn die Freunde auf ihrer Rückreise treffen sollten.

Seine Verstimmung nahm täglich zu und äußerte sich meist in der Härte, mit welcher er Urtheile über Menschen und Zustände zu fällen pflegte. Alle Menschen sind von Natur durchaus Schurken, sagte er am

letzten Tage zu Moore, und ich bedaure nur, daß ich kein Hund bin, um sie beißen zu können.

Und so wollen Sie alles Edle, Aufopfernde in der Menschennatur wegleugnen?

Allerdings. Womit opfern sie sich auf? Höchstens verleihen sie Geld an Leute, von welchen sie wissen, daß sie es einst wiedergeben, und ihr Edelmuth dabei ist, daß sie keine Zinsen nehmen. Und doch wird, der das thut, sich keinen Augenblick besinnen, in einem Pferdehandel seinen besten Freund um die halbe Kaufsumme übers Ohr zu hauen. Das liegt uns nun einmal so im Blut.

Also können wir nichts dazu. Das ist wenigstens christlich gedacht.

Haben Sie auch gelesen, daß Galignani's „Messenger" Napoleon und mich die beiden eitelsten Menschen dieses Jahrhunderts genannt hat?

Das ist ein Compliment, denn Beiden kann man nicht bestreiten, daß sie Ursache dazu haben.

Ich habe noch etwas mit ihm gemein: Er, der König des halben Continents, Brummel, der König der englischen Mode, und ich, der unterthänigste Diener aller Musen und Grazien, sind in einem Jahre ruinirt worden: Napoleon auf dem Schlachtfelde von Waterloo, Brummel durch seine Schulden, und ich — na-

türlich durch eine Frau, und in diesem Fall sogar durch meine Frau!

Von Galgen, Rad und Schwert kann man entkommen,
Von Stahl und Blei,
Doch wer sich allzusehr der Weiber angenommen,
Ist vogelfrei!

Und nun, sagte Moore, — Sie haben das Thema selbst berührt — können Sie sich nun nicht entschließen, nach England zurückzukehren?

Jetzt weniger als je. Daß ich nie dahin zurückgekehrt wäre! Es war nie mein Wille, und ohne die Krankheit meiner Mutter hätte ich Griechenland nicht verlassen. Haben Sie schon in den Literaturvorlesungen von Schlegel geblättert?

Noch nicht.

Ich saß die halbe Nacht darüber auf — obwohl ich sie im Original nicht lesen kann, denn — leider! Alles, was ich von der deutschen Sprache verstehe, beschränkt sich auf einige kräftige Postillons- und Hausknechtsflüche, wie Sakerment! und Schwerenoth! welche von meiner Rheinreise her an mir hängen geblieben sind. Doch in diesem Fall thut es nichts, die Vorlesungen wollen mir nicht recht ankommen. Er schreibt sehr schön, aber am Ende weiß man doch nicht, was er eigentlich will. Auch bringt er viel Unrichtiges. Von Dante z. B. sagt er, der größte und nationalste Dichter der Italiener sei bei

ſeinen Landsleuten nie ſehr beliebt geweſen. Das iſt nicht wahr. Dante hat mehr Herausgeber und Erklärer gefunden als ihre übrigen Dichter alle zuſammengenommen. Und nicht beliebt? Nun, der Italiener ſpricht Dante, ſchreibt Dante, denkt und träumt Dante, und zumal jetzt in ſolchem Maß, daß es lächerlich ſein würde, wenn es nicht verdient wäre.

Alſo kommen bei den Deutſchen auch Unrichtigkeiten vor! Auf wen in der Welt kann man ſich aber dann noch verlaſſen?

Auf Niemand, das iſt richtig. Hat ja doch Goethe ſelbſt in „Kunſt und Alterthum“ mir zur Erklärung der geſpenſtigen Aſtarte eine Mordgeſchichte aufgebunden, die ich in Florenz angeſtellt haben ſoll; ich, der ich damals, als ich den Manfred ſchrieb, noch mit keinem Fuß dort geweſen war!

Wenn Sie mit nach Rom kommen wollten, würden Sie alle dieſe Grillen und noch andere dazu vergeſſen.

Und deſto mehr neue fangen! Rom beruhigt nicht, es regt auf, wir haben nichts Fertiges, Ganzes mehr, ſondern nur Anfänge oder Trümmer, lauter Fragezeichen. Wie Recht hatte jener Römer, der eine Hand voll Staub und Steingebröckel, aufgerafft unter einem halbzertrümmerten Triumphbogen, dem Beſucher ent-

gegenhielt und ausrief: Questa è Roma antica! Das ist das alte Rom!

Eine Pause erfolgte.

Es schmerzt mich, Sie in so trüber Stimmung zurücklassen zu müssen, sagte dann Moore.

Ich bin ja ganz lustig, Freund, ganz lustig und vergnügt in Aussicht auf das baldige Wiedersehen in Ravenna, wenn Sie italientrunken zurückkommen werden. Und zum Beweis meiner Lustigkeit sollen Sie heute Abend beim Abschiedsmahl ein funkelneues Lied von mir haben, das ich jetzt sogleich zu machen gedenke.

Byron hielt Wort, denn im Laufe des Diners, welches die Freunde zum letztenmal vor der Abreise vereinigte, erhob er sich und brachte eine Apostrophe an Moore aus:

Meine Gondel liegt am Strande
Und mein Schiff im Meere noch,
Aber eh' ich stoß' vom Lande,
Dir, Tom Moore, ein dreifach Hoch!
Um die seufzend, die mich lieben,
Ob dem lachend, der mich haßt,
Ist ein Herz mir doch geblieben,
Das auf jed Geschick gefaßt:
Mag des Meeres Fluth mich drängen,
Immer trägt sie doch mich fort!
Mögen Wüsten mich umfengen,
Gibt es doch Oasen dort!
Flösse in des Todes Stunde

Aus des Bechers Grund heraus
Noch ein Tropfen mir zum Munde,
Dir dann brächt' ich gleich ihn aus!
Und in Weinen wie in Waſſern
Wäre dann mein Trinkſpruch noch:
Friede deinen, meinen Haſſern!
Und auf dich: ein dreifach Hoch!

Druck von C. B. Meßger in Leipzig.

581376

Verlag von Theodor Thomas in Leipzig.

Büchner, Louise. Aus dem Leben. Erzählungen aus Heimath und Fremde. 29 Bogen. 1 Thlr. 24 Ngr.

Büchner, Alex., der Wunderknabe von Bristol. Novelle. 18 Bogen. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hamm, Wilh. Shelley. Biograph. Novelle. 1858. 11 Bog. 20 Ngr.

Heller, Robert. Hohe Freunde. Novelle aus der Jugendzeit des klassischen Weimar. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jeanne Marie. Luigia Sanfelice oder die Revolution in Neapel. Historischer Roman 1850. 3 Bände 2 Thlr. 15 Ngr.

Mügge, Theod., Der Prophet. Histor. Roman aus dem Bauernkriege. 2. Aufl. 3 Bände. 4 Thlr.

Presber, Hermann. Ein Anempfinder. 20 Bog. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rau, H., v. Beethoven. Histor. Roman. 4 Bände. (6 Thlr.) 4 Thlr. 15 Ngr.

— Hölderlin. Culturhistorisch-biograph. Roman. 2 Bde. 3 Thlr.

— Alexander von Humboldt. Culturhistor.-biograph. Roman. (10½ Thlr.) 7 Thlr. 15 Ngr.

— Jean Paul. Culturhistorisch-biographischer Roman. 4 Bände. 6 Thlr.

— Mozart. Ein Künstlerleben. Cultur-histor. Roman. 6 Bde. (9 Thlr.) 6 Thlr.

Waldmüller, Robert; Wander-Studien. Italien, Griechenland und daheim. 2 Bde. 2 Thlr. 20 Ngr.

Willkomm, E., Im Bann und Zauber von Leidenschaft und Wahn von Ernst und Scherz. 3 Bände. 3 Thlr. 15 Ngr.

— Männer der That. Roman aus der Zeit und dem Leben Arndt's. 4 Bde. 4 Thlr. 15 Ngr.

— Die Töchter des Vatican. 3 Bände. 4 Thlr.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.